

O Livro



anthologie 2004

KV

www.o-livro.de

O livro
anthologie 2004

**Herausgegeben von
Mirko Schneider und Dirk Wienecke**

Textauswahl: Mirko Schneider und Michael Schreckenberg
(Prosa), Sarah Wassermair und Dirk Wienecke (Lyrik)
Layout und Redaktion: Mirko Schneider und Dirk Wienecke
Coverbild und -gestaltung: Madeleine Ott

Alle Rechte und © bei den jeweiligen Autoren.

Die Verwertung der Texte, auch auszugsweise,
ist ohne Zustimmung des jeweiligen Autors
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt auch
für nicht genehmigte Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Aufführungen und die
Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

O livro – März 2005

INHALT

Vorwort	6
Die Texte	
Tropfenfänger	8
Der Kurier	11
Für Anton Cechov	14
Drei, vier	15
Aus dem Dahinter	21
Mechanische Kraken und grüne Schuhe	22
Zu mehren Teilen rühmlich in der Kaschemme	26
Raureif auf utopischen Dächern	28
Requiem	30
Großmama	31
Sol. Soltau. September	32
Fischleim	33
Morgenfrost	35
Stettiner Seegesang	36
Virginia Woolf und ein anderes Ich	37
Mercutios Lied	42
Seeigel und Stockfisch	43
Die Flasche	44
Einblicke	46
Übrigens	47
Sonnenuntergang	49
Kreativität	50
Go home, Ami, go home	53
Dirk H.	54
Unterwegs	57
Auf'n Strich gehen	58
Dachbodenspinnerei	59
Das Schaf	60
Kölner – Karaoke	61
Lauschen auf Halbmast	62
Im Cafe der alten Damen	63
Zwischen 1 und 2	65
Mein Ton	66
Krank	68
Der Speichellecker	69
Würde	72

Die Familie Maust und ein paar Verwandte sitzen zusammen, plötzlich erscheint der Sohn	73
Und du schläfst noch nicht	75
Gedanken zur Mittagspause.....	76
Totenfest II	77
No Booze in the North.....	78
Eltern füttern Kind in einem kleinen italienischen Restaurant	83
1918 (Richthofen).....	84
3	85
Irland.....	86
Regelwerk	88
Radfahrerinnenminiflirt	89
Restgeld	90
Jenseits von allem	91
Nur so am Rande	93
Hausbesuch	97
Metamorph.....	98
Etwas Nichts	99
Teichtraum.....	100
Nacktschneckenkuss	101
Fenris	103
Schwindel	104
Befreit!.....	105
Splitter	106
Vorsicht, leicht entzündlich.....	114
Im Straßencafe warten, dass was passiert.....	115
Was über die angebliche Gemütlichkeit im Advent gesagt wurde	116
Der Lyriker (1).....	118
Prag	119
Warum Silentium Besuche bei der Großmutter eher tragisch findet.....	120
Dem krankken Thiere	130
Nasszellen.....	131
Elkes Erzählungen	133
Verwachsener Efeu.....	134
Cantabile: Der Raum war staubig.....	136
Verschwinden im neuen Jahr.....	138
Auszug aus "Der Sänger und der Puppenspieler"	140

Die Autoren

Fitnat Ahrens	159
Lothar Diehl.....	161
Sandra Eberwein.....	162
Herbert Eiter	164
Tolya Glaukos.....	165
Annette Haug.....	166
Hans-Jürgen Hilbig.....	167
Sarah Kalinowski.....	168
Kato	170
Norbert Lange.....	171
Friederike Linscheid.....	172
Stefan Mikus.....	173
Nandresen	175
Madeleine Ott	176
Dina Reis	178
Alma Marie Schneider.....	180
Mirko Schneider	181
Barbara Schöber	183
Michael Schreckenber g	184
Clemens Schwarz	185
Katharina Stöttinger.....	186
Willi Wamser.....	187
Sarah Wassermair	188
Susanne Werth.....	190
Dirk Wienecke	192
Thomas Zech	193
Nachwort	195
Autorenverzeichnis.....	197
Alphabetisches Verzeichnis der Prosatexte.....	200
Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte.....	201

VORWORT

Gespannt blicken die Augen des europäischen Kontinents heute Abend in Heinrich Heines und Wolfgang Borcherts Geburtsstädte. Dort werkeln wir, zwei Gründungsmitglieder des Buchclubs O livro, schon seit Monaten abgeschieden von der Welt und sonstiger Freizeit an der Fertigstellung der ersten Jahresanthologie unserer literarischen Gemeinschaft. In wenigen Stunden nun werden wir nur mit einem O livro-Käppi bekleidet zeitgleich in Rhein und Elbe springen. Wir werden ruhig und mit gleichmäßigen Schwimmszügen durch das Wasser gleiten und dabei die Skyline unserer Städte betrachten. Wir werden uns frei fühlen, während ein paar kleinere Fische uns an den Füßen kitzeln. Und wir werden um ein Gefühl nicht herum kommen: Stolz!

Aber es wird sich dabei nicht etwa um einen eitlen, selbstgefälligen Stolz auf unseren Beitrag zu dieser Anthologie handeln. Vielmehr werden wir, während der Mond uns ruhig und wohlwollend bescheint, eine kristallklare, innere Freude über das empfinden, was *Ihr* mit dieser Anthologie geleistet habt. Eure Texte, alle Gedanken, Empfindungen, Überlegungen und alles, was von Euch in ihnen steckt, Eure Persönlichkeiten und Euer Herzblut machen diese Anthologie erst zu dem, was sie ist: zu einem außergewöhnlichen Werk einer außergewöhnlichen Gemeinschaft, die keiner von uns missen möchte.

Und der Stolz, von dem wir sprachen, das ist der Stolz, ein wenig zum Aufbau dieser Gemeinschaft beigetragen zu haben und ihr angehören zu dürfen.

Wir werden also, da seid Euch sicher, während wir unsere Lieblingsstrecken schwimmen (Dirk durch den Medienhafen, Mirko zu Dock 11 von Blohm & Voss) an Euch denken. Und werden – wie nach jedem einschneidenden Erlebnis bei O livro – umso stärker hoffen, es möge, hoffentlich verstärkt durch viele neue interessante Mitglieder, immer so weiter gehen.

Wir danken Euch.

Euer Mirko,
Euer Dirk

DIE TEXTE

TROPFENFÄNGER

Sarah Kalinowski

Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich den Mann sympathisch oder unsympathisch finden sollte. Sein Äußeres wirkte abstoßend. Er sah aus, als hätte er die letzte Nacht unter einer Brücke geschlafen, in Begleitung einiger Schnapsflaschen. In seinem kleinen, roten, aufgequollenem Gesicht trat aus jeder Körperöffnung Flüssigkeit aus. Ihm lief permanent die riesige, rote Nase und seinen Augen tränen so heftig, dass die eigenen Augen Mitleid bekamen und mittränten. In seinem rechten Mundwinkel hatte sich weißer, zähflüssiger Speichel gesammelt, der im Luftzug zitterte, wenn er sprach. Die paar weißen Haare, die er auf dem Kopf hatte, hatte er von rechts nach links über die Glatze gekämmt, wobei eine von den drei Strähnen ihm ständig vorne runter rutschte, eine andere hinten. Man mochte diesem Mann ständig auf die Schulter klopfen, sagen: „Es wird ja alles gut, Herr Timotheus“ und ihn im Rollstuhl zu Schwester Anna auf die Station 5 schieben.

Wahrscheinlich hätte das auch irgendjemand der dreißig Studenten, die vor ihm saßen, getan, wenn er sich nicht eindeutig als unser Dozent vorgestellt hätte.

„Ja“, sagte er schleppend. Er röchelte wie jemand, dem man die Krawatte zu fest zugezogen hatte und hob die Schultern. „Ich bin... ja so was... wie ein... ähem... gelernter Psychologe.“ Ich hatte die begründete Angst, dass er beim Reden einschlafen könnte und am Ende des Satzes hatte ich Angst, er könne einfach tot umfallen. Er machte eine wirklich sehr lange Pause.

„Sozialpsychologe.“ Wieder eine endlos lange Pause.

„Ja.“

Im Raum war es totenstill. Alles starrte Herrn Timotheus an. Nichts war zu hören, außer vielleicht seinem röchelnden Atem.

„Ja.“ Sagte er noch mal. „Wir sprechen heute über Vorurteile. Sie kennen doch Vorurteile, he?“ Pause. „Ja. Ich hab... Es ist doch bald Weihnachten, ne? Wer von ihnen feiert Weihnachten?“ Zögernd heben ein paar Leute die Hände. „Ja. Das sind jaaha ziemlich viele.“ Wieder machte er eine lange Pause, bevor er fort fuhr.

„Da brauchen sie doch sicher ein Geschenk, he? Wer von ihnen braucht noch ein Geschenk? Ja. Ich hab da eine Idee für sie.“ Pause.

„Verschenken sie doch mal... Vorurteile.“

Stille.

„Ja. Könnte man machen, ne? Könnte man machen.“ Er verlagerte sein Gewicht vom einen auf das andere Bein und legte wie ein betrunkenen Vogel den Kopf schief.

„Was... ähem... für ein Vorurteil würden sie denn verschenken?“

Oh, da erwachte tatsächlich eine blonde Studentin in der ersten Reihe, der man ansehen konnte, dass sie ein Erstsemester war, und meldete sich.

„Ja“, sagte Herr Timotheus, offensichtlich der Meinung, das würde als Aufforderung reichen und tatsächlich die Kommilitonin reckte das Kinn und sagte:

„Ich möchte bitte das Vorurteil verschenken, dass Blondinen dumm sind, das will ich nämlich nicht mehr.“

Man sah Herrn Timotheus an, dass dies nicht die Antwort war, die er haben wollte, aber statt das zu bemerken, sagte er nur:

„Ja. Könnte man machen.“

„Schrottwichteln“, flüsterte jemand neben mir.

Meine Gedanken schweiften ab. Ich hob noch ein paar Mal geistesabwesend die Hand, als er fragte, wer sich in Essen ein wenig auskannte (er bemerkte beiläufig, dass er nicht aus Essen käme, er wohne ja schließlich in Kettwig), und malte Rollstühle, Gehhilfen und Krankenschwestern auf den vorbildlich vor mir liegenden Block.

Ich erwachte erst wieder, als er sich röchelnd räusperte und sagte:

„Ja. Sagen wir mal... wenn ein Lehrer etwas an die Tafel schreibt... Es gibt doch noch Tafeln in der Schule, oder?“

Sicher, der Mann musste so alt und so lang nicht mehr in der Schule gewesen sein, dass er sich nicht sicher sein konnte, ob es dort so etwas Altmodisches wie Tafeln noch gibt. Ich erwartete, dass er jetzt noch fragte, wer schon einmal eine Tafel gesehen hatte, doch er enttäuschte mich und sagte nichts dergleichen.

Ich entwarf auf meinem Block jetzt praktische Tropfenfänger für die Nase, die Mittels einer trensenartigen Gummibandkonstruktion unter der Nase befestigt wurden.

Herr Timotheus erörterte gerade die „Main-Street-Gedanken“, als mein Nachbar mich darauf hinwies, dass ich noch Tropfenfänger für die Augen vergessen hätte.

Als wir bei der kritischen Frage der Notengebung in der Schule angekommen waren, sagte Herr Timotheus:

„Ja. Das ist ja... nicht sooo einfach mit den Noten. Kein Lehrer macht das gerne. Ja. Nur Dieter Bohlen, der schreibt die meisten Noten. Der hat ja regelrecht einen Durchfall an Noten.“

Ich war so stolz auf Timotheus: Wir waren ausnahmsweise nicht nur einer Meinung, sondern er hatte es sogar geschafft, einen ganzen Satz ohne größere Pausen zu sagen.

Danach sagte er allerdings ziemlich lange nichts mehr, als müsse er sich von dieser Anstrengung erstmal erholen. Bis zum Ende dieser Stunde gab er keinen Ton mehr von sich, außer eines gefährlichen Röchelns, das mich fieberhaft überlegen ließ, wie lange mein Erste-Hilfe-Kurs wohl zurücklag. Doch zu meinem Erstaunen überlebte er die Stunde und nicht nur das. Kaum war es Viertel vor, wuselte er durch die aufbrechenden Studenten, erreichte leichtfüßig die Tür und verschwand, ohne sich noch einmal umzusehen. Ein paar irritierte

Studenten standen mit ihren Hausarbeiten da, wo er noch vor wenigen Sekunden fast gestorben wäre, und sahen verwirrt in die Runde. Herr Timotheus hatte Feierabend.

DER KURIER

Thomas Zech

Gelegentlich nehme ich blind
eine Auffahrt, ohne zu wissen,
ob ich richtig bin
und ob ich's überhaupt darf.
Dann frage ich mich,
ob ich jetzt im doppelten Wortsinn
ein Geisterfahrer
und ein Risiko für die Sicherheit bin.
Schließlich sagen ja viele,
ich seh aus wie ein Geist.
Ich dreh das Radio laut
und wart auf mich im Verkehrsfunk.
Gerne erzählte ich mir diesen Witz:
„Ein Geisterfahrer?! Hunderte!“
Freilich komme ich nie dazu,
irgendwie lande ich immer
auf der richtigen Spur.
„Schade“ denke ich manchmal,
doch meistens denke ich „Gott sei dank“.

Nennt mich einen Versager,
denn ich bin ein Versager,
mehr als Kurier ging bei mir nicht,
mein Job ist ganz sicher nicht populär.
Für wen ich arbeite? Gute Frage.
Blaue Pappschachteln
liefere ich ab bei den Leuten
und die sind ganz leer,
die Pappschachteln, mein ich,
das heißt, eigentlich nicht nur die.
Und irgendwie wundert's mich nicht,
dass sich so mancher beschwert,
aber was soll's,
das ist halt mein Job
und ich bin ein Versager.
Ich bin so hässlich
wie ein von Maden zerfressener Pfau.
Ich hab die Zielstrebigkeit einer Qualle
und die Logistik eines pissenden Bullen,
mal die eine Richtung, mal die andere,
wo ich grad hinfahre,
lass ich gerne den Zufall entscheiden.

Nennt mich einen Versager
und ich denk mir „Scheiße, was soll’s?“

Die Leitplanken auf der Fahrt,
die Alleebäume und die großen Laster
mit den Schildern
vorne im Führerhaus,
den Vornamen der Fahrer,
das alles übt eine besondere Magie,
eine Anziehungskraft auf mich aus,
einfach rumreißen den Lenker
und aufhören,
einfach aufhören.
Irgendwie wär es schon paradox,
sollte ich sterben.
Wie eine Ratte, die sich selber verspeist.
Dabei lebe ich gern.

Ihr wisst nicht,
wie gut zu einem doppelten Espresso
am Morgen, wenn’s noch dunkel ist,
meine Zigarette mir schmeckt.
Ihr wisst nicht,
wie schön’s für mich ist,
das La Scala Konzert vom Keith Jarrett
ganz laut in meinem Wagen zu hören.
Die Stimmung nachts auf der Autobahn,
manchmal könnte ich heulen,
weil’s so schön ist.
Ich mag die Luft, die ich atme,
auch wenn sie allzu oft stinkt.

Nennt mich ruhig einen Versager,
denn ich bin ein Versager,
aber ihr seid wahrscheinlich zu höflich,
mich einen Versager zu nennen.
Scheiß auf eure Höflichkeit,
ich kenne eure Einfühlsamkeit,
eure gewählten Worte,
eure Empfindungen, euer Sehnen.
Scheiß drauf!
Scheiß auf euren Zwang,
euch selbst zu perfektionieren.
Scheiß auf euren guten Geschmack
und Scheiß auf euren Verzicht,
auf eure Gesinnung, eure Ehrlichkeit,
Scheiß auf eure religiöse Erleuchtung,
Scheiß auf eure künstlerischen Ambitionen,

und die Männer und Frauen,
die ihr Lebenspartner nennt.
Scheiß auf euer Geliebt-werden-Wollen.
Ihr glaubt, ihr könntet etwas erreichen.
Scheiß auf eure Ziele im Leben.
Ich bin ein Versager
und ihr könnt einen drauf lassen,
dass ich verdammt nochmal stolz darauf bin.

Ich werde zur Stelle sein,
rechtzeitig, verlasst euch darauf.
Die rechte Zeit kann jederzeit sein.
Mit der blauen Schachtel
stehe ich vor der Tür.
„Time to go, Freunde!“
heißt's dann „Servus, das war's!“
Was hattet ihr anderes erwartet?
Den schwarzen Umhang?
Die Sense und die knöcherne Hand?
Mein Job ist banal, mein Auftreten nüchtern.
Nennt mich einen Versager,
denn ich bin ein Versager.
Ich versage euch jeden Rest,
von dem ihr meint, dass er bleiben könnte,
euer Leben, eure Absurdität,
kompromissbereit war ich nie.
Ihr glaubt nicht daran?
Ihr meint, dass was bleibt?
Ein Gedanke, eine Idee?
Die Erinnerungen anderer Menschen?
Fingerabdrücke gelöst von Raum und von Zeit?
Bitte, jede Wette gehe ich ein
und gewinn sie am Ende ja doch:
was ihr in diesem Augenblick seid,
ist ein Missverständnis, ist Illusion,
denn im Endeffekt seid ihr, wer weiß,
Funken beim Verschwinden im Nichts.

FÜR ANTON CECHOV

Hans-Jürgen Hilbig

antonia lidmosikova stand am fenster
und wartete auf den nächsten mann
der sich entblättern würde
und kaum stand sie da
da kam schon der nächste mann und entblätterte sich

die leute um sie herum wussten nicht was das war
warum sich alle männer vor antonia lidmosikova
entblätterten

und sie fragten einen dichter
der gerade an der straße entlang ging
er ging hin und her
hin und her
und er hatte eine frikadelle im mund

die leute sagten
schön ist der frühling dichter... nicht wahr
sing uns ein lied
ruf auf zur bewaffnung der stadt
wir wollen uns mal kräftig kriminalisieren

aber der dichter konnte nicht
erstens hatte er gerade eine schreibkrise
und zweitens hatte er eine frikadelle im mund
und drittens wollte er zu antonia lidmosikova

DREI, VIER

Barbara Schöber

„Wir treffen uns um sieben. Am Ausgang Seceession.“
Bestimmt klingt deine Stimme an meinem Ohr.

Hmmm... wie angenehm sich das anfühlt, heute nichts mehr entscheiden zu müssen. Ich muss mich nicht einmal mehr umziehen. Das Szenario, das sich an so vielen anderen Abenden zwischen Kleiderschrank und Spiegel abspielt und mit einem Berg an zerknüllten Shirts und Röcken endet und von vielen miesmutigen kritischen Blicken begleitet wird, bleibt mir heute erspart. Schon am frühen Nachmittag hab ich die ganze Zeremonie durchgespielt. Achselhaare, Schamhaare, Haare an den Beinen. In dieser Reihenfolge. Alle landen sie immer im Waschbecken, das sie irgendwann dann wieder verstopft haben werden. Dann kurzer roter Rock. Knallenges, giftgrünes Top. Hohe, schwarze Stiefel. Klingt nuttig irgendwie, fällt mir auf, obwohl es nicht so aussieht.

Es bleibt nur noch, ein leises Gefühl der Müdigkeit in einer mentalen Warteschleife zu parken.

Ich stehe zwischen runden Marmorsäulen, gegenüber von mir ein Möbelgeschäft. Wittmann. Cremefarbene Lederfauteuils als formvollendete Inkarnation des guten Geschmacks, beinahe unwirklich erscheinen die drei, vier Personen, die sich hinter der Glasfront auf und ab bewegen, als gehörten sie zur Deco. Ein paar Meter weiter drei, vier dicht befahrene Streifen Straße. Ich ziehe zum zweiten Mal dieselbe Zigarette aus der Packung, nun zünde ich sie auch tatsächlich an. Es ist beinahe zehn nach sieben, du bist also selbst schuld daran, dass mein Kuss nach Rauch schmecken wird. Unschlüssig wechsele ich zwischen den Säulen meine Position, immer wieder fällt mein Blick zum Stiegenaufgang und dann auch wieder absichtlich weg, schließlich will ich keinesfalls so aussehen, als hätte ich gewartet, wenn du kommst.

Aus dem Augenwinkel sehe ich dir dabei zu, wie du dich hinter einer Säule versteckst, in dem Bewusstsein, dass ich dich natürlich längst bemerkt habe. Dann trittst du heraus, ich dir entgegen. Ein Kuss, dann noch einer. Etwas später, unterbrochen von ein paar unschlüssigen Sekunden, ein dritter. Eine ganze Woche lang haben wir einander nicht gesehen. Dann gehen wir los, froh, eine Richtung zu haben. Naschmarkt.

„Bei ‚Mister Lee‘ war ich schon, die haben gute Tagesmenüs.“
Intensiv durchforste ich mein Gehirn nach dem Namen dieses anderen

Lokals, in dem ich mich einmal mit diesem charmanten Geschäftspartner getroffen hatte. Der hatte blitzende Augen. Sehr jung, sehr unbeschwert, sehr direkt. Himmel, wie lange ist es her...

„Da unten ist dieses Lokal, da war ich mal zu Mittag, mir fällt jetzt nicht ein, wie das heißt...“

Ich habe überhaupt keine Lust auf Wok. Habe ich überhaupt Lust, irgendetwas zu essen? In meinem Magen müsste eigentlich so etwas wie Hunger vorhanden sein, aber wenn es so sein sollte, dann spüre ich ihn nicht. Es ist einerlei. Drei, vier Lokale zur Auswahl, das überfordert mich. Ich sehe dir allerdings an, dass du aus irgendeinem unerfindlichen Grund jetzt von mir den Namen eines Restaurants hören willst. Danach sollten meine Beine die Richtung dorthin einschlagen. Wie soll ich nur die richtige Antwort rausfinden? Ich habe keinen Joker zur Verfügung, wie die Kandidaten der Millionenshow. Hilflos lächle ich und hoffe noch, dass sich alles plötzlich in Luft oder wenigstens in Wohlgefallen auflösen möge. Sekunden mit der Dauer von Stunden vergehen und ein Missverständnis später sitzen wir schließlich in einem kleinen Thai-Lokal, in das wir eigentlich beide nicht wollten, in einem Glaskobel, der den Flair eines Bahnhofswartesaals ausstrahlt. Kurz hinter uns betritt ein Paar die Szene, er setzt sich hin, sie bleibt abrupt vor dem Tisch stehen. Eisige Mienen. Wenige, hastig gezischte Worte.

„Die müssen auch schon lange zusammensein...“, raunst du mir zu.

Ich versuche mich in einer launigen Antwort und verbiege mir beinahe den Mund dabei, nicht so auszusehen, als würde ich über die beiden reden. Die Frau verlässt eiligen Schrittes den Raum. Ich klammere mich an der klebrigen Speisekarte fest.

Die Erdnusssauce zu den Satayi-Spießchen schmeckt viel zu intensiv nach Kokosnussaroma und Speisestärke. Falls Speisestärke überhaupt einen Geschmack hat, dann stelle ich ihn mir jedenfalls so vor. Ich pendle hin und her zwischen den verkrampften Bewegungen der Esstübchen in meinen Fingern und der Konversation mit dir. Satz an Satz reihe ich, berichte über mein Referat, das ich heute Nachmittag gehalten habe, erzähle von meinem Zen-Meditationskurs, meiner E-Mail-Bekanntheit, meinem Ärger darüber, mich andauernd für andere schön machen zu wollen, um irgendwelche Unsicherheiten zu kaschieren, immer weiter... und höre mir auf einmal selber zu, so wie du mir, sitze plötzlich an deiner Seite, mir selbst gegenüber, sehe meine Augen, die sich auf den Tellerinhalt konzentrieren und nur verlegen flackernd deinem Blick begegnen, höre eine Stimme, die zu dieser Person gehören muss, aber die Person entfernt sich nunmehr immer weiter, wird kleiner und kleiner und löst sich zuletzt auf in einer rot-grünen Implosion. Aber die Stimme, die hallt immer noch, verdrängt MTV aus dem Screen über der Bar und bleibt am Ende ersterbend zwischen drei, vier Reiskörnern am Tellerrand kleben.

„Du bist so weit weg heute“, sagst du und schaust mich an, als wäre ich eine seltene Insektenart. Ich beeile mich, meine Brauen zu einem Ausdruck des Erstaunens in die Höhe zu ziehen, der mich vorerst von einer Antwort entbindet. Etwas später fällt mir ein „Ich glaub, ich bin heut ziemlich erschöpft“ ein und ich frage mich plötzlich, wer der Mann ist, der mir hier gegenüber sitzt. Ich habe keine Ahnung, was ich jemals noch mit ihm reden sollte, was ihn und mich einander interessieren könnte und bin überrascht, wenn ich an die vielen vielen Stunden denke, die wir in den letzten drei, vier Monaten mit gemeinsamen Gesprächen verbracht haben. Aus dem Gefühl heraus, es ihm jetzt irgendwie schuldig zu sein, ergreife ich seine Hand und streichle sie ein wenig. Die Uhr zeigt eine Zeit an, die viel zu früh ist.

An der Art, wie zwei Menschen Hand in Hand gehen, oder besser gesagt daran, ob sich das leicht und richtig anfühlt oder nicht, kann man den Stand der Dinge zwischen ihnen erkennen, davon bin ich überzeugt. Ebenso daran, ob man, immer noch ineinander verschmolzen, nach dem Sex sofort in die richtige Schlafposition findet, diejenige, in der keine Hand einschläft, keine Haare die Nase kitzeln oder ein Knie auf ein anderes drückt. Wahrscheinlich rührt es mich deshalb immer so, wenn ich zwei alte Menschen Hände haltend spazieren gehen sehe.

Nachdem George Clooney zwei Stunden lang vor unseren Augen im Weltall vergeblich darum gekämpft hat, wie ein guter Schauspieler zu wirken, stoße ich die Feuerschutztüre des Kinoausganges auf, wir finden uns in einer Seitengasse wieder, eine Menschentraube vor, eine hinter uns, lautes Abfahren eines vollbesetzten Autobusses und die verzweifelte Sehnsucht, irgendwo durch ein Kanalgitter zu fallen und von der Bildfläche zu verschwinden, nicht hören zu müssen, was jetzt kommen muss, deine Frage: „Was machen wir jetzt?“
„Fahren wir zu mir?“, antworte ich ohne zu überlegen.
„Ich bin mir eigentlich nicht sicher...“
„Gehen wir mal ein paar Schritte.“

Wo ist es gerade grün... und ist grün überhaupt die richtige Farbe, um eine Straße zu überqueren? Ich muss nicht weiter überlegen, der menschliche Sog zieht mich mit, dich hinter mir her, doch bereits nach ein paar Metern bleibst du wieder stehen. Ich stehe dir gegenüber, trete von einem Bein auf das andere, spüre, wie sie langsam in den Stiefelschaften zu zittern anfangen, weiß nicht, ob du ein weiteres Lächeln sehen willst oder lieber ein Weinen, das dir wohl richtiger erschiene, das aber ebenso wenig wahrhaftig wäre heute Abend, an dem mir so nach gar nichts ist, weil eigentlich gar nichts in mir ist, und ich immer klarer sehe, dass ich leer bin wie eine Hülle, die krampfhaft jeden Tag versucht, sich dem allgegenwärtigen Idealbild ein lächerliches Quäntchen anzunähern.
„Soll ich mitkommen...? Willst du das überhaupt?“

Deine Stimme hallt und hallt in mir, ich ringe nach Luft, nach einer Antwort, die ich nicht weiß. Du bist vollkommen fremd, wie du mich jetzt ansiehst, mit Augen, aus denen jede Liebe verschwunden ist, dein Gesicht, das streng und hart wirkt, dein Mund, der vielleicht schon an einem Satz feilt wie „Eigentlich frage ich mich, was ich mir dir überhaupt noch soll...“. Meine Hand klebt in der Tasche meiner Jacke fest, unmöglich, sie herauszuziehen und vielleicht in deine Richtung zu strecken. Wie mag sich das anfühlen?

„Ich hab mich so auf dich gefreut, jetzt, wo wir uns eine Woche nicht gesehen haben. Und jetzt bist du so weit weg.“

Ich nicke, versuche einen betretenen Blick aufzusetzen.

„Ich weiß. Ich habe es auch schon den ganzen Abend lang gespürt.“

Fühlt es sich möglicherweise so an, wenn man verrückt wird? Meine ganze Fassade fällt zusammen wie die Windschutzscheibe meines Wagens im letzten Jahr, als ein winziges, spitzes Steinchen sich da hineingebohrt hatte. Ich stehe da, völlig nackt, du siehst mit einem Mal die leeren Stühle, an denen zuvor die Liebe, die Freude, die Zärtlichkeit gesessen waren, an einer langen Tafel in meinem Inneren – das heißt, ich glaube, dass sie dort saßen, oder zumindest Figuren, die ich dafür hielt.

„Ich weiß nicht, wie das heute Abend wäre, mit dir im Bett zu liegen.“

„Ich gehe jetzt nach Hause“, sagst du.

Du drehst dich Richtung Straße, ich drehe mich mit, presse ein „Warum?!“ heraus, von dem ich nicht weiß, ob ich es überhaupt sagen will.

„Es ist nur so ein Gefühl. Ich hab dich lieb.“

Hab dich lieb, hab dich lieb, dich lieb, dich lieb, lieb, lieb, finde dich zum Kotzen, zum Kotzen, zum alles Rauskotzen klänge besser und richtiger! Fassungslos, ohnmächtig und stumm wie ein Fisch stehe ich da, schaue dir nach, wie du die Steigung hinauf entschwindest, denke an genau solche Situationen in Filmen und frage mich, wie sie dann dort immer aufgelöst werden, was wohl zu tun ist, ob nachlaufen, hinterher schreien, wie angewurzelt stehen bleiben...

Schließlich wende ich mich zum Gehen, überquere die Straße. Ich habe keine Ahnung, wohin mein Weg mich führt, gehe eine lange lange Straße hinunter. Aus einem roten Amischlitten mit heruntergekurbelten Fenster schwappt Musik in Wellen auf das Trottoir, ich stelle mir drei, vier schwarze Typen in Lederjacken vor, die wie Samuel L. Jackson in Pulp Fiction die Nacht durchcruisen, dann sind sie bereits vorbei und die Nacht blinkt weiter in ihren Leuchtreklamen und dem Display meines Handys. Ich traue mich nicht, dich anzurufen, habe immer noch keine Ahnung, was passiert ist, was gerade passiert und was noch passieren mag, weiß nur, dass es mir niemals zuvor so ergangen ist. Es macht Angst, und ich schreibe in eine SMS das Wort ‚auseinandergehen‘ in dem Bewusstsein, dass es sich dabei vielleicht um eines vom Typ ‚für immer‘ handeln könnte.

Aus einem hohem Backsteingebäude dringen Wiener Electro-Sound und buntes Licht, wenn ich jetzt eine offene Türe finde, dann gehe ich hinein und in diesem Augenblick spielt mein Handy deine Melodie und ich hebe ab und meine Stimme sagt, getränkt mit seltsam falsch klingender Betroffenheit „Hallo“, und später halte ich mich an einem Geländer fest, höre, wie du am anderen Ende der Leitung mit mir gemeinsam schweigst, wie du ebenfalls nicht verstehst, was wir beide heute Nacht gleichzeitig gespürt und auch wieder so überhaupt gar nicht gespürt haben, und du klingst, als hättest du eben noch geweint.

„Mir ist schlecht.“

Ich beneide dich darum, aus einem unklaren Grund.

Ich weiß immer noch nichts, und bin dankbar, als du vorschlägst, sich noch mal zu treffen, jetzt gleich.

„Ich bin gleich da, U3, Station Volkstheater.“

„Ich warte auf dem Bahnsteig.“

Und erst als ich losgehe, schnellen Schrittes, da merke ich, ich würde am liebsten laufen, mir die Seele aus dem Leib laufen, und dann fange ich an, mich wieder zu spüren, meine Hülle wieder mit diesem zarten, verletzbaren, schiefen und launischen Wesen zu füllen, das meinen Namen trägt. Ich fühle den Wind, der in meinen Ohren singt, den ewigen hassgeliebten Wind dieser Stadt, er heult mit und in mir, er heult Tränen darüber, manchmal so allein zu sein, so leer und es selbst nicht zu merken, hilflos treibend in einem schlackigen, schlammigen Zustand des Funktionierens in einem Alltag aus Unsicherheit. Immer wieder und wieder stirbt irgendetwas in diesem unserem Dasein und wird im selben Moment neu geboren, die Nacht ist dann jedes Mal aufs Neue jung. Ich warte auf den nächsten Zug und dann stehst du plötzlich da, in deiner grauen Jacke, irgendwie verloren auf dem Bahnsteig. Und ich kann es nicht mehr abwarten, was du tun wirst, und laufe los, bis ich in deinen Armen ankomme. Wir halten uns lange fest, ganz nahe, deine Wange an der meinen, dann sehen wir uns an, ich sehe deine Augen, sehe, dass sie auch traurig sind, auch voll der Unsicherheiten und des Selbstzweifels.

Ich umfasse deinen Nacken, und du erzählst von Einsamkeit in einer U-Bahn.

„Ist jetzt schon Krieg?“, fragt hinter uns eine Frau mit schriller Stimme im Vorübergehen.

Später liege ich neben dir und beobachte dich dabei, wie du einschläfst.

Ich habe nie zuvor in meinem Leben einen Menschen gekannt, der einfach so, mitten in einem Satz einschlafen kann. Dein Atem wird dann schnell, deine Gliedmaßen zucken drei, vier Mal ganz leicht.

Du siehst jetzt aus wie ein Kind, dieses Kind, das sich in den letzten Stunden wieder nach und nach zu erkennen gegeben hat, in seinen Worten, seinen Berührungen, seiner Hingabe, seinen Tränen. Ein Kind, das von Fassaden, von Wut und von Ohnmacht erzählt hat, vor allem aber von der Angst, nicht als Kind erkannt und geliebt zu werden.

Zwei an vielen Stellen angeknackste, verwundete, misstrauische Wesen sind wir, so scheint es... ich bin wieder ganz bei mir, in mir, ertaste die Haut unter meinen Händen, dann schaue ich dich wieder an, fühle wieder diesen Moment des gegenseitigen Erkennens in unserer tiefen gemeinsamen Sehnsucht, frei sein zu wollen, spielen zu gehen. Gemeinsam so sein, wie du bist, so sein, wie ich bin. Ich lösche das Licht, und denke daran, wie ganz gewiss ich dich liebe.

AUS DEM DAHINTER

Friederike Linscheid

ungern an spinnenfäden ziehen
die sich um handgelenke wickeln
und den aderlinien nachfolgen
nicht ziehen, sie kleben
ruck
und leichenhüllen in den händen
hab doch nicht ich gesponnen

MECHANISCHE KRAKEN UND GRÜNE SCHUHE

Sarah Wassermair

Sobald man in einem Kaffeehaus den Kaffee Café schreibt, wird Schwarzteetrinkern nur noch mit Küchenkastenstaub verschnittener Pompadour serviert. Entaromatisiertes, mehrmals aufgewärmtes Wasser in dem – um den Schein zu wahren – apathisch ein Teebeutel hängt und sich langweilt.

Leonard Hofbauer legte einen Würfel Zucker auf seinen Löffel, senkte ihn, den Tassenrand als Kippunkt nutzend, ab und beobachtete, wie das Zuckerweiß sich mit Tee voll sog und dunkler wurde. Obwohl er noch nicht wirklich alt war, begann sich sein Haar an den Schläfen bereits zu lichten. Sein Gesicht war rundlich und rötlich, die Nase spitz, die Augen klein und treuherzig. Solche Menschen wünscht man sich hinter dem Fahrkartenschalter, wenn man in Eile ist. Sie versprechen Zuverlässigkeit und hohe Toleranz gegenüber schlecht gelaunten Kunden. Menschliche Stoßdämpfer im sozialen Gefüge einer leicht reizbaren Gesellschaft.

„Ist der Platz hier frei?“, fragte jemand. Leonard blickte auf.

„Bitte... setzen Sie sich.“

„Danke.“

Er musterte seinen Gegenüber, sein dunkelhaariges, blasses Gegenüber, das außer ihm der einzige Gast im gesamten Lokal zu sein schien. Um sie herum ein Wald leerer Tische, bewohnt von durchweichten Glasuntersetzern, liegen gelassenen, benutzen Taschentüchern und halbleeren Gläsern. Mit einem Anflug psychologischen Scharfsinns erkannte Leonard, dass der junge Mann mit jemandem sprechen wollte.

„Kann ich etwas für Sie tun?“, erkundigte er sich daher.

„Ich will Sie nicht belästigen, nein, das würde ich nie wagen, also, lassen Sie sich bitte nicht stören.“ Leonard seufzte erleichtert auf, hatte jedoch nicht genug Zeit, den Blick wieder zu senken.

„Allerdings, wenn ich es recht bedenke, dann müssen Sie mir zuhören, es ist dringend, das Schicksal der Menschheit hängt davon ab und Sie sind der einzige, der hier ist, dem ich es anvertrauen könnte.“

„Aha“, machte Leonard.

„Mein Name ist hier nicht von Bedeutung – Rudolf Sterner, im Übrigen – sehr erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen, Herr...?“

„Hofbauer“, sagte Leonard.

„Herr Hofbauer, also, wie ich sagte, ich muss mich jemandem anvertrauen.“

„Und... was kann ich für Sie tun?“

Rudolf Sterner beugte sich zu ihm vor, sah ihm tief in die Augen und senkte die Stimme:

„Eine Verschwörung zur Erringung der Weltherrschaft.“

Oha, dachte Leonard, einer von DER Sorte. „Und, ähm, wie kommen Sie zu dieser Information?“

„Psst! Nicht so laut! Ich habe meine Quellen, ich habe meine Quellen, habe sie von geheimster, sicherster Quelle, meine Information. Die Verschwörer gehören der Gruppe der buddhistisch-calvinistischen Ökologiebefreiungsfront für Jesus und die heilige Barbara an. Sie haben mittlerweile ein weit verzweigtes Netzwerk in fast allen Ländern der Erde – der Vatikanstaat und Bahrain dürften meinen Informationen nach eine Ausnahme bilden. Sie planen, zuerst die Weltbevölkerung drastisch zu reduzieren. Dann, wenn nur noch ein Viertel der heutigen Menschheit am Leben ist, beabsichtigen sie, die Lücke mit Klonen von Helge Schneider zu füllen, die in eigenen Laboratorien auf dem Mond gezüchtet werden. Die Regierung weiß davon, tut nichts dagegen, weil auch sie schon infiltriert ist. Die Bevölkerung ist ahnungslos. Aber ich weiß es, heute ... heute ist der Beginn der Aktion ‚Ausrottung‘ geplant. Und es wird hier beginnen, in dieser Stadt.“

Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, mit der anderen umfasste er seinen eigenen Hals. Eine offensichtlich unterbewusst gesteuerte Bewegung, der Urinstinkt, in Gefahrensituationen die Kehle zu schützen.

„Und wie ... wie wollen sie die Menschheit ausrotten?“, erkundigte sich Leonard vorsichtig und nahm noch zwei Zuckerwürfel.

„Oh, sie haben mehrere Methoden! In sämtlichen Weltmeeren sind riesige U-Boote in Gestalt von dreizehnarmigen Riesenkraken stationiert. Sobald ihnen der Befehl dazu gegeben wird, werden sie die Küstenregionen ansteuern und sich Touristen zeigen. Sie sind auf gestreifte Bermudashorts und Fotoapparate programmiert. Diese Sichtungen werden wochenlang auf den Titelblättern aller wichtigeren Tageszeitungen sein – damit, so hoffen sie, werden sie der Tintenfisch-und-Scampi-Industrie einen schweren Schlag versetzen. Wer isst schon gerne Meeresfrüchtepizza, wenn er weiß, dass der große Bruder seines Imbisses dort draußen lauert? Die Krise, in die die Wirtschaft der Mittelmeerländer daraufhin geraten wird, wird den Weltmarkt mitreißen: Börsencrashes, Unsicherheit, Panikkäufe, Amokläufe.

Zusätzlich sind ein Comeback-Konzert von Elvis, Auftritte von E.T. in mehreren Talkshows, das Erscheinen der Memoiren Arnold Schwarzeneggers am europäischen Buchmarkt und ein Krieg zwischen Amerika und Luxemburg in Planung.

Ist die Weltbevölkerung einmal demoralisiert, wird es leichter, Panik zu verbreiten, um dann im Hintergrund zu operieren. Dann beginnt der versteckte Terror, auf den niemand mehr achtet, weil er zuerst ungefährlicher scheint als das, was die Bürger der Welt jeden Tag offen auf den Straßen erleben werden.“

„Bombenattentate?“, erkundigte sich Leonard und rührte den vierten Zuckerwürfel in seinen Tee. Rudolf Sterner schüttelte heftig den Kopf und begann auf seinem Stuhl vor und zurück zu wippen.

„I wo! Bomben sind passé! Jeder dahergelaufene Wochenendterrorist kommt mit Bomben! Nein, die buddhistisch-calvinistische Ökologiebefreiungsfront für Jesus und die heilige Barbara hat Besseres zur Verfügung. Biologische Kampfführung. Noch heute beginnt es, heute, heute sind die ersten Todesengel unterwegs.“

„Ach“, machte Leonard. Würfelzucker fünf und sechs landeten in der Tasse.

„Todesengel, sage ich Ihnen, Todesengel. Menschen, die bereit sind, sich für die Befreiungsfront aufzuopfern. Ihnen wurde vor zwei Tagen ein Erreger injiziert – Inkubationszeit zwei Tage – der innerhalb von weiteren zwei Tagen zu ihrem Tod führen wird. Sie sind jedoch hoch ansteckend und bis zu ihrem Ableben wird ein jeder von ihnen hunderte von Menschen infiziert haben. Da die Krankheit – eine Abart der Hühnergrippe, die man in den Mondlabors mit dem Fußpilz gekreuzt hat – einen sehr, sehr schmerzhaften Tod zur Folge hat, führt ein jeder von ihnen eine Selbstmordpille mit sich. Sobald die Symptome – juckender Ausschlag, Krämpfe im rechten großen Zeh und Herzflattern – unerträglich werden, betrachten sie ihre Mission als erfüllt und legen sich auf eine Parkbank zum Sterben nieder. Damit erreichen sie, dass auch noch etliche Spaziergänger und die Polizisten, die sich um den Leichenfund kümmern müssen, angesteckt werden. Ja, der Ausschlag ist besonders schlimm!“

Während er sprach, wurde seine Stimme immer leiser, immer verzweifelter. Nun schluchzte er auf: „Ich flehe Sie an, Herr ...“ – „Hofbauer.“ – „Herr Hofbauer, Sie müssen die Leute warnen!“

Er vergrub den Kopf in den Armen und weinte hemmungslos. „Grüne Schuhe ... grüne Schuhe mit orangefarbenen Sohlen, daran erkennen Sie sie. Daran erkennen Sie die Attentäter.“

In diesem Moment betraten – sehr zu Leonards Erleichterung – zwei in Weiß gekleidete Männer das Kaffeehaus. „Rudi! Ja, da bist du ja! Bist deinem Betreuer weggelaufen ... tststs ... das darfst du aber nicht!“, rief der eine von ihnen. Der andere wandte sich an Leonard: „Hat er sie belästigt? Wissen Sie, fremde Menschen machen ihm Angst. Es war ein Fehler, ihn auf den Ausflug mitzunehmen. Er hätte in der Anstalt bleiben sollen, wie sonst auch. Komm Rudi, tu nicht weinen, Rudi, ist ja nicht so schlimm. Jetzt bekommst du eine Spritze und dann bringen wir dich heim.“

„Ja, heim“, sagte Rudolf, richtete sich auf, verbeugte sich feierlich vor Leonard, lächelte ihm aufmunternd zu und ließ sich von seinen Pflegern ohne Anstalten wegbringen.

Leonard blieb noch eine Weile sitzen und rührte weiter Zucker in seinen Tee, bis er begann, am Tassenrand auszukristallisieren. Dann war es Zeit. Er stand auf, zahlte und trat hinaus auf die belebte Straße. „Seltsame Schuhe“, meinte eines der Serviermädchen zu seiner Kollegin.

ZU MEHREN TEILEN RÜHMLICH IN DER KASCHEMME

Clemens Schwarz

Was grimmt der Gespaltene? Die Fidel an's Kinn,
geklemmt; eine Seite - bedrohlich fällt sie schon.
Der wunde Finger spielt, Viere sind ihm im Sinn,
liegen neben dem feinen Stoff, so rot, am Thron.

Im Wirtshaus der Schwank,
und liegen im Loch,
die Brüder sind krank,
ja, schimmeln'se doch.

Ein feiner Tanz, mit Schwung dazu, die Sehne spannt,
der Bogen geht. Kreischen, streichen, singen, bleichen.
Die letzte Hand schürt so der letzten Fetzen Brand!
Wie sich im Flammenmeer die Gesichte gleichen!

Hier springt der eine Teil, sucht gleichan den Schatten.
Zerrt an Füßen, an Händen, und findet nichts bloß,
guckt in jede Ecke, findet siebzehn Ratten.
gafft, sogleich verschwunden in Mäulern, riesengroß

Die Brüder sind krank,
auf'm Birken Schnitz,
auf hölzerner Bank,
auf Nägeln so spitz.

Ah, der Wirt bricht voll aus der hinteren Türe,
mit Platten aus Schwein, bunten Gläsern aus Kristall,
wertvoll geschliffen mit schwappender Bordüre.
An der Wand lehnt reglos die Sense aus Metall.

Hinauf, auf schwere Tische, welche im Fette steh'n,
gewuchtet das Essen, hernach die Bauern, Greise,
mit alten Knochen in die Hinterzimmer geh'n,
triefte ihnen aus dem Maule der Braten ganz weise.

Einer spricht - Trinkspruch!
Alles rafft sich auf,
geh'n Leisten zu Bruch
im schleimigen Bauch.

Es ist ganz ein Schunkeln und Kochen und Saufen,
Bretter, Schemel beben, erzittern. Reinwandernd -
hinten den Fahnen - die Küchenkinder laufen,
Schnaps und Wein tragen sie in Strömen (mäandernd).

RAUREIF AUF UTOPISCHEN DÄCHERN

Dina Reis

Ich trage die Sicherheitsnadeln in meiner Manteltasche. Wenn ich im Dunkeln an Busbahnhöfen vorbei gehe, streiche ich mit dem Daumen darüber. Hin und her. Manchmal möchte ich in Bussen übernachten.

Ich habe mich heute an einer Sicherheitsnadel gestochen. Sie hängen aneinander, wie Glieder einer Kette. Eine Nadel für jedes Wiedersehen.

Schmale Türen und Monet über dem Bett und die ganze Nacht eine Straßenlaterne vor dem Fenster. Du nanntest Hotelzimmer nur *teuer*, ich fühle mich in ihnen immer diszipliniert. Ich freue mich, dass dieses keine Jalousien hat, ich habe Angst vor dem Streifenlicht. Um elf Uhr liegt die Rue La Bruyère bereits still, wir sind hoch über der Stadt.

Elle fréquentait la Place Pigalle. Glaspuppe hast du mich genannt und von einer Überraschung gesprochen, dabei waren es nur Sicherheitsnadeln. Von deinen Jeans, die ich trug, wenn du nicht da warst. Ich hatte versprochen, dich zu besuchen, bald. Aber wir wohnten beide weit von Paris und der Zufall fuhr nie in deine Stadt, wenn ich in Züge einstieg, die ich nicht kannte. Du wolltest mich Fahrpläne auswendig lernen lassen und ich spuckte darauf, weil dir alle Bahnschienen gleich aussahen, nur ich sagte ihnen Starrsinn nach, und Humor. Wir hatten nie dieselben Bilder vor Augen.

Einmal habe ich dir rosa Strapse geschenkt, aber du hast nicht gelacht. Ich ging mit dir in eine Schwulenbar, wollte dich belästigt sehen. Du hast mir eine Schachtel Gauloises und einen Liter Wein im Tetrapack geschenkt und mich an der Tankstelle stehen lassen, aber Grün und Gelb leuchteten in der Dunkelheit so optimistisch, dass ich mich herzlos besaufen konnte. Ich fühlte mich zwanglos in jener Nacht.

Ich wollte dir schreiben, in Züge einsteigen – bis dir die Sicherheitsnadeln ausgehen würden, aber das war, bevor ich lernte, mit der Stimme eines französischen Mädchens zu sprechen.

Du mochtest Paris nicht, es war dir immer zu utopisch – kaum jemand kann heutzutage vom Malen leben, sagtest du. Ich nickte nur. Kein Verkehrsbewusstsein, fügtest du manchmal hinzu, und ich wusste nicht, ob es dieses Wort gab.

Anfangs flüchtete ich vor Autos. Dann verkleidete ich mich als Parisienne und stürmte die Boulevards und spielte so lange kellnernd Utopie, bis ich kaum jemand wurde. Ich habe beschlossen, nicht mehr in fremden Betten zu schlafen. Ich mag es, stolz darauf zu sein, auf dem Montmartre bei meinem utopischen Vornamen gerufen zu werden.

Ich warte, bis die Dächer weiß sind in Paris. Beim ersten Schnee darf man sich etwas wünschen, doch wir sind nicht abergläubig, du und ich. Ich werde zum Sacre Coeur hinaufgehen, die Dächer der Stadt sehen

und wissen, dass ich noch immer unter einem dieser Dächer lebe. Ich halte mich, hier, in der Utopie. Dann werde ich die Treppen hinunterrennen, vier Stufen auf einmal nehmend, und die Sicherheitsnadeln per Post versenden, aber nicht als Kette und mit einer handvoll Schnee im Umschlag. Deine Adresse ist wasserfest.

REQUIEM

Herbert Eiter

Ein Schweigen hängt in der Luft
das niemand wahrhaben will
Vasen schweben durch die Straßen
und verschütten faules Wasser

Ein Bogenschnitt mit der Mondsichel
und alle Sternsaiten sind stumm
Man wartet bis der Sandmann kommt
und einem die Augen eindrückt

Heere von Gedanken ziehn vorüber
Der alte Diktator schaut streng und
mit starrem Blick durch alle hindurch
Ein Chor singt, kleine Kinder winken

Er lächelt. Wie ein Akkord ist das
der das Fieber seines Volks durchströmt
Im Revers die Blaupause des Nichts
Die Endlösung. Der totale Krieg

Brote aus verbranntem Fleisch
bringt der Wind aus Nordwest
Immer lauter wird das Schweigen
das niemand wahrhaben will

GROßMAMA

Barbara Schöber

Schau, was ich sehe –
was ich sehe, das war einmal.

Im Jahr Neunzehnfünfunddreißig
in einem kohlelosen und kalten Dezember
da lag unterm Weihnachtsbaum
ein kleines Büchlein mit blauem Einband.

Und du schriebst deinen Namen rein:
Gisela. Und gabst es den Freundinnen,
mit der Bitte versehen, sich sauber und fein
mit einem Gedicht zu verewigen.

Du hast es herausgekrant
aus einer Lade voll alter Erinnerungen
und stolz zeigst du mir: schau, das war meins.
Aufbewahrt all die vielen langen Jahre.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, und ein
Veilchenaquarell und ich blättere um und
sehe das Hakenkreuz. Die Ermahnung
des Bruders, ein deutsches Mädel zu sein.

Lang vor dem Anschluss. Machwerke,
die von Kampf & Ehre erzählen. Und davon,
dass es so was wie Jugend damals nicht gab.
Nur die leise Ahnung einer baldigen Inschrift am Grab.

Ich seh', was ich sehe. Und kann nicht versteh'n.
Und mag nicht fragen, denn die Antwort,
die tut vielleicht weh.

SOL. SOLTAU. SEPTEMBER

Tolya Glaukos

Unter meinen Schuhen Bucheckern
mit weit aufgesperrtem Rachen
knirschendes Lautspiel, die Eicheln
tragen Kopfputz, der See schwitzt
der Sommer hat auf dem Wetteramt
eine letzte Nachfrist erwirkt

Durchs Wasser spritzen die Enten, maßvoll
hingegen gleiten die Geleitzüge der Schwäne
über die Seehaut gleißt Sonnenlicht, spiegelt
auf die Erdseite der Blätter grelle Reflexe, vibriert
vage am Rand der Böschung entlang

Maulwürfe aus anderen Dimensionen bauen
Sandburgen, die schon der nächste Regen
schleifen wird, daneben verstreutes Federkleid
der Ablauf des Sees dirigiert sein Wasserorchester
dort, am Hinterausgang des Sommers

Libellen, geformt aus Genen von Gestern
zelebrieren ihre Paarungsrituale
extrovertierte Flugschauen, im Spätlicht
betanken sich schillernde Leiber, ihr Akt
eine Blaupause der B-52

Und erstes Blattwerk segelt erdwärts
küsst den Boden, das endlose Ufer
kleidet deine Stimme in Seide, die Baumwolle
hinterm Stirnbein eine Berührung des Windes
irgendwo
sitzt ein weißes Kind
im Wald zwischen klaffenden Kiefern
und hält die Augen verschlossen
vor dem Mahnmal der Gefallenen
eine weiße Antwort wartet
am Ende des Lichtstrahls -

Ein Engel wählt den anderen Code

Der Schwan gleitet vorbei
den Kopf unter Wasser
aber das siehst du nicht

FISCHLEIM

Friederike Linscheid

Sie ist klein genug, um besonders zu scheinen, wenn sie von unten auf alle hinab schaut.

Manchmal wünscht sie sich größer, wegen der Fische, aber nur wenn es sehr früh ist und sie nach Hause kommt.

Weil sie gerne dunkle Kleidung trägt, hat sie sich die Haare rotorange gefärbt. Helle Farben stehen vor auf Bildern, das hat sie aus dem Kunstunterricht noch und Kontraste ziehen Blicke an. In dem Hotel, in dem sie arbeitet, ist der Eingangsraum getäfelt mit gebeizter Kiefer. Für Gäste, die nur auf die eigenen Hände oder den Kugelschreiber starren, sucht sie zweimal über das Schlüsselbrett und findet keine Fehler. Deshalb sind ihre Haare eine Gnade, findet sie, trägt langsam den Herrn ein, der den Kunstdruck an der Wand betrachtet. Wenn mal einer zu flirten versucht, die Haare vor Schwarzkiefer, Fische und Köder, tut sie professionell, ignorant. Diese Nummern muss sie nur nachschlagen, so leichte Beute frisst sie nicht.

Während sie nach Hause geht, träumt sie sich gewohnheitsmäßig einen anderen Job, Maskenbildnerin wäre sie gerne. Jedem, der größer ist als sie, fast allen bis auf die Kinder passt sie ein Maske an in Gedanken. Monstermasken, Menschenmasken, vermischt, bis zum Treppenaufgang. Ab und zu kann sie eine Begegnung mit Nachbarn nicht vermeiden, grüßt dann überzogen höflich. In der Wohnung legt sie die Arbeit ab, schärft dann die Krallen, wetzt die Zähne. Das schwarze Kleid mit den Reflexfäden darin, dunkler Kajal, immer Kontraste, ihre Augen sind hell. Jetzt beginnt der Beutezug, tanzen konnte sie schon immer, mit ihrem Leuchtreklamenhaar im Stroboskoplicht, die Hände wie gespitzte Stifte.

Die großen Fische hat sie am liebsten, dann lohnt sich das Kleinsehen. Ihre Droge muss ein Gas sein, sie steigt auf und betäubt den Großen den Sinn für die Warnfarbe ihrer Haare. In der Natur leuchten alle Gifttiere. Sogar von unten lächeln kann sie, köderhaft und ihre Zahlen bekommt sie immer. Niemand fragt sie je nach der ihren, die liegt begraben unter den Masken und sogar die sind auf der Jagd vergessen. Meistens schafft sie mehrere Nummern am Abend, wenn keiner der hartnäckigen dabei ist. Sonst kann sie früher schlafen gehen.

Für ihre freien Tage ruft sie an, sie hat sich ein Auswahlmuster zurechtgelegt, im Monatswechsel. Ob drei aufeinander folgende Ziffern dabei sind, oder die Jahreszahl, oder auch die Wochennummer. Die ruft sie an und besucht die Fische in ihren Wohnungen oder wo auch immer. Da ist sie anpassungsfähig und trägt einen Hut für die zweite Begegnung.

Später, wenn die Fische dann schlafen, schleicht sie davon und stiehlt ein Messer aus der Küche, rennt bis zur Haltestelle. Unter ihrem linken Oberarm ist ein gepflegter Schnitt.

Dreidingsammlerin ist sie: Telefonnummernzettel, Messer und die leeren Packungen ihres Färbemittels, von jedem immer eines in der Handtasche.

Der Arzt hat mal gesagt, sie könne keine Kinder kriegen, wegen der Hormone, alles andere ist ihr egal. Das der gelogen hat, glaubt sie nicht, lange nicht, geht nur irgendwann dahin, etwas anderes, nicht deshalb, nein, das glaubt sie nicht. Der diagnostiziert, sie glaubt ihm nicht, und der stellt fest und sie schreit ihn an, versucht nach ihm zu schlagen. Sie aber ist zu klein, er und die Sprechstundenhilfe, herbeigeeilt, können sie leicht an den Handgelenken halten. Die wollen die Krisenstation rufen, aber sie beherrscht sich, zieht denen eine Maske über. Ganz fern ist sie, *Entschuldigung, in Ordnung, etwas Ruhe*, tarnt sie sich schnell und kann mit Mühe entkommen.

Auf dem Nachhauseweg, Handtasche an sich gepresst, betäubt sie alle unter Masken ohne Mundlöcher. Der kommt auf sie zu, vergeblicher Versuch, sich im Fenster zu verstecken. Der lächelt seine Fischmaske weg, bekanntschaftlich. An letztes Wochenende will sie nicht denken, reißt sich den Hut vom Kopf, er darf sie nicht anfassen, glüht ihre Warnfarbe auf, Gefahr, aber Fische und Köder.

Zeitlupenhaft, seine Finger an ihrer Schulter, fischt sie sein Messer aus der Tasche, sticht und sticht zu, will sich noch das Messer in den Unterleib rammen, aber zu klein ist sie, schon zu Boden gestoßen.

MORGENFROST

Sandra Eberwein

gesplittert die Luft
die Wiese überzogen
von tausend Scherben

STETTINER SEEGESANG

Norbert Lange

ah, ah, danne!

Der auf den Planken – am Steuer mit Musik –
und in den Geigen Wind, das Paukenfell

für dem seinem Kopf – ziemlich laut ins Ohr
getrieben, treibendes Säuseln auf'm Fell

von dem – dem Brand, den Schnaps hat sich
sein Kopf geholt, sein Mund gekniffen,

dem sein Gesicht ist kaum zu sehn! – so ein
Koggenfresse – „mit liebe mir mir liebe

mir“ – mehr ein Skaldenfuck auf Planken, die
Sirenen, die ins Ohr gerieben, geriehem –

glibberiges Meer, das Lebermeer – „du flacher
Mann, kein Wiederkehren ist von da,“ es

sei – der muss wohl volle Fahrt in Meeresschoss
ab, in kühles Grab – soll Gott ihn davon

losmachen oder ihn verfaulen lassen.

VIRGINIA WOOLF UND EIN ANDERES ICH

Annette Haug

Die Nacht umhüllt mich wie ein Mantel. Die ersten Vögel zwitschern schon. Es ist vier Uhr morgens. Ich muss mal wieder an sie denken. Sie begleitet mich durch mein Leben, seit ich denken kann. Nur wusste ich anfangs nichts davon. Das erste Buch von ihr habe ich mit 28 Jahren gelesen. Soweit ich mich erinnere war es "Mrs. Dalloway". Ich bin hellwach. So ist das, wenn man schon mehrere Psychosen hinter sich hat. Immer erwacht man um die gleiche Uhrzeit und will schreiben, rauchen, hin- und herlaufen, manchmal nach einem schlechten Traum, manchmal auch einfach nur so, wie jetzt, ganz friedlich.

Ich betrachte das Foto von ihr. Es hängt an meiner Wand. Irgendwann habe ich es eingescannt und ausgedruckt. Es gibt keine Fanposter von ihr. Vielleicht hätte ich sonst eines aufgehängt. Sie sitzt in ihrer Bibliothek, hält eine Zigarettenspitze in der Hand und raucht. Sie ist auf dem Foto schon 55 Jahre alt. Mit 57 Jahren hat sie sich mit einem Stein beschwert im Fluss ertränkt. Ihr Gesicht spitz zulaufend. Die Wangen hohl. Die großen Augen mit den Hängelidern in die Ferne gerichtet. Das Haar zu einem Knoten verschlungen, so wie ich auch mein Haar trage. Sie ist bestimmt keine schöne Frau, aber sie wirkt interessant mit ihrer großen nach unten laufenden Nase. Gisèle Freund hat das Foto gemacht. Sie war ständig von diesen Größen umgeben. Auch Man Ray hat sie fotografiert.

Ich könnte heulen, dass sie schon tot ist. Sie erscheint mir allgegenwärtig in meinem Leben. Und ich konnte sie nie kennen lernen. Im viktorianischen Zeitalter aufgewachsen. Heute schreiben wir das Jahr 2003. Eine Frau, die für die Emanzipation kämpfte. Vor allem in ihrem Buch "Ein Zimmer für sich allein". Ich bin aufgewachsen mit einem Zimmer für mich allein. Und doch hat mich das ständig berührt. Diese Forderung. Für eine schreibende Frau oder für überhaupt alle Frauen.

Ich nippe an meinem Weißwein. Ich weiß, ich sollte das nicht tun, da ich morgen arbeiten muss. Die Dinge werden mir morgen früh wieder seltsam erscheinen. Ich weiß, das Wort "seltsam" ist zu streichen aus dem Vokabular. Aber was soll ich sonst schreiben? "Hypervirtuell?" Auch kein guter Ausdruck. Vielleicht trifft sensibel das Gefühl. In der Ferne heult ein Hund, vielleicht kräht auch ein Hahn.

Sie lebte von einer kleinen Erbschaft und von Rezensionen, die sie schrieb, bis sie Leonard Woolf heiratete. Ihr Mann hatte auch nicht viel Geld, aber sie schafften sich beide ein Überleben vom Schreiben,

was heutzutage kaum mehr möglich scheint. Sie gründeten sogar einen Verlag, die Hogwarth Press, in der Virginias Bücher erschienen. Trotzdem hat sie Zeit ihres Lebens Existenzängste gehabt. Ich kenne das auch, diese Angst, irgendwann gehe das Geld aus. Ich, für meinen Teil muss kämpfen, hart arbeiten, damit ich überlebe. Ich hätte auch gern dieses Zimmer, in dem ich tags und nachts schreiben könnte. Aber ich bin alleine. Ja, emanzipiert, denn ich kämpfe um mein eigenes Leben.

Das Gezwitscher der Vögel wird ohrenbetäubend. Das Geräusch ist für mich Symbol der Psychose, da ich im Zustand der Krankheit um 4.00 Uhr morgens erwache mit einem Alptraum. Virginia hat einmal in einer ihrer Psychosen die Vögel auf Griechisch singen hören. Vielleicht sind wir irgendwo verwandt. Ich werde nun das Fenster schließen, damit ich die Vögel nicht mehr höre. Danach werde ich zu Bett gehen und versuchen noch etwas Schlaf zu finden, bevor der Morgen endgültig graut.

Ich bin wieder hier bei ihr. Wieder eine Nacht, in der ich keinen Schlaf finde. Ich glaube, ich kann sie nur nachts beschreiben, wenn die Sinne wie angespitzt sind.

Sie erlitt fünfmal in ihrem Leben eine manisch-depressive Psychose. Die letzte Psychose kostete sie ihr Leben. Ich kann nur auf zweimal, vielleicht dreimal zurückblicken. Damals gab es noch kein Lithium. Die Ärzte versuchten die Krankheit mit Schlafmitteln und vielem Essen zu bekämpfen, auch mit Zähneziehen. Sie hat das Pech gehabt, im falschen Zeitalter gelebt zu haben. Heute hätte man die Krankheit wirksamer bekämpfen können. Sie hatte keine Kinder, da die Ärzte ihr sagten, dass sich die Krankheit vererbe. Die Kinderlosigkeit wurde einfach durch ihren Mann und ihre Schwester über ihren Kopf hinweg bestimmt. Ihr Mann hatte für sie einen relativ eingegengten Rahmen geschaffen, ein starrer Rhythmus zwischen Essen, Schlafen und Arbeit. Vielleicht hätte sie nicht so viel geschrieben, wenn sie Kinder gehabt hätte. Ich hätte auch noch gerne ein weiteres Kind gehabt. Aber durch die Einnahme der Medikamente ist es unmöglich, verantwortungslos, noch ein Kind in die Welt zu setzen.

Sie war sicherlich ein zäher Geist, dass sie es schaffte, sich nach den Krankheitsschüben immer soweit zu erholen, dass sie schreiben konnte. Sie war auch bestimmt keine schwache Frau. Sie war brillant in ihren Reden und sah sich selbst als ein Genie. In den Phasen, als sie wahnsinnig war, hat sie überhaupt nichts geschrieben. In den Tagebüchern finden sich Einträge, die ein relativ normales Leben beschreiben. Spaziergänge, Einkäufe und Besuche ihrer zahlreichen Bekanntschaft. Sie scheint nie alleine gewesen zu sein, während ich oft Phasen hatte, in denen ich mich ziellos ohne viele Freunde in der Einsamkeit verlor. Es finden sich kaum Aufzeichnungen, wie sie sich

in den Phasen der Manie und der Depression gefühlt haben mochte. Schade, dass sie das nie festgehalten hat. Ich würde das gerne lesen. In der ersten Psychose habe ich geschrieben wie ein Teufel. Vielleicht ist alles Müll, aber immerhin, ich habe etwas festgehalten, was die Krankheit beschreibt. Ein Arzt wollte das sogar lesen. Ich habe ihm das Geschriebene nie geschickt. Ich habe es ad acta gelegt und nie wieder gelesen, bis auf den Anfang, wo ich noch konzentriert war.

Es ist unwirklicher nachts zu schreiben. Die Welt scheint wie ausgestorben. Die Einsamkeit kriecht mir wie ein Nachtfalter ins Genick.

Ich suche noch immer nach dieser weiblichen Begleitung in meinem Leben. Ihre Schriften können das Bedürfnis danach nur bedingt stillen. Ich kann über ihre zahlreichen weiblichen Freundschaften lesen und dabei neiderfüllt werden. Ich glaube nicht, dass sie lesbisch war, sie hatte nur so ein Grundgefühl für das Weibliche, dem jede körperliche Liebe abhanden ging. Das Körperliche lag ihr nicht. Sie war ein Freigeist, der ständig von einer Blüte zu anderen flatterte, ohne sie recht berühren zu wollen. Manche Biographen sagen, sie sei frigide gewesen, aber ich sehe eher einen Bezug zu ihrer Krankheit. Zu viel körperliche Nähe konnte sie nicht ertragen, was wahrscheinlich auch ein wenig durch den leicht sexuellen Missbrauch ihres Cousins in der Kindheit herrührte. Er hatte sie aufgehoben, auf ein Schränkchen gestellt, das vor einem Spiegel stand und hat sie an ihren Genitalien betastet. Diese Berührung hätte aber auch reine Imagination sein können, ein Wunsch von ihr aus. Es ist nicht sicher, ob sie das tatsächlich erlebt hat. Ich denke, man kann diesen Missbrauch nur bedingt als Anlass für ihren Wahnsinn sehen. Die Krankheit ist sicherlich vererbt. Dafür gibt es in ihrer Biographie Belege, während es bei mir keine Verwandten gab, die eine solche Krankheit hatten. Deshalb wundere ich mich immer noch, warum ich krank werden musste.

Vita Sackville-West war sicherlich die Frauengestalt in ihrem Leben, die sie am meisten bewegte. Es gab nach Briefzeugnissen von Vita zwei Nächte, in denen sie "sexuell" zusammen waren. Nirgendwo ist beschrieben, ob diese Nächte tatsächlich sexuell waren. Vielleicht haben sie nur Zärtlichkeiten ausgetauscht. Es existieren Zeugnisse, in denen sich Virginia von Vita versuchte zu distanzieren. Virginia war zweifellos die Stärkere in der Beziehung, obwohl sie geisteskrank war. Das Schöne, das aus dieser Beziehung entsprang, ist das Werk "Orlando" von Virginia. Eine geistige Liebeserklärung.

Ein hässlicher Halbmond scheint durch das Fenster. Ein einziger Stern verglüht am Horizont. Ich habe die Fenster weit geöffnet. Der Wind fegt durch die Wohnung. Die Gardinen bauschen sich zu kleinen Ungeheuern auf. Ich sitze, rauche, denke nach. Hin und wieder ein

kleiner Satz auf der Tastatur. Sie hatte ein kleines Brett, auf dem das Papier lag. Dort schrieb sie ihre Sätze im Sitzen. Handschriftlich. In Monks House gab es ein kleines Gartenhaus. Im Sommer zog sie sich dorthin zurück. Anfangs wollte ich immer wie sie schreiben in langen, ausladenden, blumenreichen Sätzen. Das ist heute ganz anders. Ich übe mich in Reduktion. Und ich merke, diese spartanische Zurückgenommenheit tut mir gut. Ich habe kein Bedürfnis mehr, jede Kleinigkeit in langen, ausschweifenden Sätzen zu beschreiben. Die Reduktion ist ein Mittel, um die Krankheit zu bekämpfen. Das hat sie nicht gewusst. Sie wünschte sich, sie könnte schreiben wie Proust. Fast jedes Mal, wenn ein Buch von ihr erschien, wurde sie krank. Sie scheute sich vor den Kritiken. Sie war auch oft neiderfüllt auf andere Autoren, insbesondere auf Katherine Mansfield. Das geht mir ab. Ich sehe mich nicht als Genie. In der Psychose, die einem zum Höhenflug anregt, ja, aber ich bin nun mehr als drei Jahre frei von psychotischen Gefühlen.

Der Mond nimmt zu, starrt wie ein Auge auf mich herab. Eine ungewisse Klammheit macht sich in mir breit. Ich kann sie nicht bestimmen. Sie dringt auf mich ein. Aber macht mich noch nicht zu. Noch sehe ich klar, wie ich selber bin und agiere. Nach 1000 Seiten Biographie von ihr hätte ich früher dichtgemacht und wäre davongerannt zu irgendeinem Stern am Horizont. Sie perforiert mich nicht mehr. Vielleicht ist das gesund. Manchmal sehne ich mich nach diesem Gefühl, aber ich bin mir sicher, diesmal bleibe ich bei mir.

Ich erinnere mich an einen Urlaub in der Bretagne vor vier Jahren. Ich war psychisch angeschlagen und hatte meine Medikamente erhöht. Wie immer in diesem Zustand, wollte ich mich noch weiter emporschwingen, indem ich "Zum Leuchtturm" von Virginia las. Sie sagte selbst, dass sie mit diesem Buch ihre eigene Psychoanalyse bewältigt hätte. Ich glaube es sind die Naturbeschreibungen in diesem Buch, die am stärksten auf mich eindringen. In jenem Sommer habe ich es geschafft, das Buch das erste Mal zu Ende zu lesen nach mehrmaligen erfolglosen Anläufen. Das Ergebnis war, ich konnte nicht mehr am Meer entlang gehen. Es zog mich zwar wie magisch an, aber jedes Mal, wenn ich mich auf den kleinen Pfad wagte, der auf einem Abgrund am Rande des Meers entlang lief, trugen mich die Füße keine zehn Meter. Vielleicht war es auch die Angst vor dem Absturz. Aber ich erinnere mich auch des Geräusches der Wellen, das ich nicht ertrug.

Im ersten Weltkrieg lag sie drei Jahre lang danieder und kämpfte mit ihrer Krankheit. Dies schien sich im zweiten Weltkrieg zu wiederholen. Obwohl sie Erfolg gehabt hatte als Schriftstellerin, fühlte sie sich ungebraucht, unbeachtet, ihre rechte Hand zitterte beim Schreiben und sie konnte keine klaren, zusammenhängenden Sätze mehr schreiben. Sie begann, den Fußboden zu schrubben, eine

Tätigkeit, mit der sie sich an der Realität festhalten wollte. Ihren letzten Roman "Zwischen den Akten" wollte sie noch einmal aus der Druckpresse holen, da sie ihn als trivial empfand. Als sie wieder begann, Stimmen zu hören, gab ihr das den Rest. Sie schrieb einen rührenden Abschiedsbrief an ihren Ehemann Leonard und ging in die Ouse, einen Fluss nahe dem Monks House. Während des zweiten Weltkrieges blieben ihre Schriften verborgen. Erst danach veröffentlichte Leonard ihr Gesamtwerk Stück für Stück, darunter auch die zahlreichen Tagebücher. Eine große Autorin des letzten Jahrhunderts ist uns zu früh verloren gegangen. Alles, was ich heute für sie tun kann, ist, sie zu lesen und immer wieder zu lesen.

Draußen bewegt sich kein Blatt. Die Luft scheint dünn zu werden. Ich zünde mir noch eine letzte Zigarette an und denke daran, wie sie ihre Selbstgedrehten am Schreibbrett rauchte. Dazu noch ein Schluck Rotwein. Ich denke nicht an morgen. Es wird grausam. Aber nicht so grausam, wie der Tag, an dem sich Virginia Woolf ihr Leben nahm.

MERCUTIOS LIED

Willi Wamser

Her chariot is a hazelnut shell.

It was made by a carpenter squirrel or an old beaver

(cf. „Romeo und Julia“; -- Act I, Scene iv)

Fahr hin, o Königin Mab!

Fahr hin, wo parfümierter Atem und hohle

Haselnüsse ihre Lieder seufzen aufs Papier. Und Grillenköpfe

ihre Worte setzen in den Sand.

Du, Cara, hast dem Sätze-Schreiner Eichhorn und dem Worte-
Drechsler Bieber aus Mabs Gefolge lächelnd nie geglaubt

So höre, Cara, mein herzliches Wort. Ich komm aus langer Nacht
zurück. Keine Zunge vermag zu sagen, kein Geist zu erdenken,
welch´ Glut in mir glomm und welch´ Feuer mich brennt.

Wie wenig wusst ich bisher, was Lieben wirklich bedeute!

Nicht dass jetzt mein Herz von dem ersten Pfeile verletzt würd´.

Wer wie ich die Mädchen umwarb, fand sich gerne verliebt
und zwar so, dass jede bald hörte: „Nun Tschüss!“

Dagegen bannt mich nun seit Monaten stetiger Zauber. Helle,

rosenblütige Anmut, samtige Lilien strahlend weiß, wundersam
schmeckende Äpfel. Das, o Liebe, ist Liebe.

Jener Knabe zielte mit gefiedertem Pfeil und traf

diesmal den Mann. Zu schlafen vermag ich nicht mehr.

SEEIGEL UND STOCKFISCH

Madeleine Ott

für A.S.

ich
ich ist ein *Stockfisch*
wo meine Augen hängen, weiß ich nicht
zwischen uns schwimmt ein Schwarm Rochen
zwischen Dir und mir
einem *Seeigel* und einem *Stockfisch*

die Clownfische wollt ich fragen
ob Du schon mit einem Seepferdchen getanzt hast
sie haben gezuckt
dann gelacht und auch geweint
sie sind an uns vorbeigeschwommen
an Dir und mir
einem *Seeigel* und einem *Stockfisch*

obwohl Stürme auf dem Wasser oben toben, ist es hier unten ganz
ruhig
die Angelfische leuchten vor sich hin
Du blickst nach oben
und ich kann nicht sehen wohin
... vielleicht zu den anderen Seeigeln ?

ich
ich ist ein *Stockfisch*
und Du ein *Seeigel*
wo meine Augen hängen, weiß ich nicht
denn ich möcht nie eine Menschenangel sehn, an der Du hängst ...

DIE FLASCHE

Fitnat Ahrens

Ich bin in einer tiefen Flasche – drinnen.
Während ich tastend nach einem Ausgang suche, merke ich, dass ich um meine eigene Achse drehe.

Draußen ist alles unscharf und surreal. Als ob ich durch eine Lupe schauen würde. An den Seitenwänden klebend, versuche ich mich hochzuziehen... vergebens...

Es ist nicht das erste Mal, dass ich hin falle. Jedes mal vertieft sich der Flaschenboden noch weiter. Jedes mal ist sie noch dunkler.

Draußen mischen sich künstliche Farben ineinander. Zum ersten Mal denke ich daran, aufzugeben.

Ich entschieße mich, an der Stelle, wo ich umgefallen bin, mich wieder aufzurichten.

Ich atme nicht einmal. In der Flasche riecht es unerträglicher Weise nach mir.

Sitzend beginne ich, das Außerhalb der Flasche zu betrachten. Als ob ich eine Theaterbühne von der Kulisse aus betrachten würde.

Die Darsteller spielen ihre Rollen.

Manche spielen ihr eigenes Leben, manche das Leben von einem anderen. Einige wiederum tun so, als versuchten sie, meine Rolle zu spielen. Aber es gelingt ihnen nicht.

Ich will schreien: "Das ist meine Rolle!" Im Echo kehrt meine Stimme zu mir zurück.

Ich klammere mich hinter der Bühne an den Bühnenvorhang. Meine Vorstellungskraft bringt mich nicht allzu weit.

Ich versuche so auszusehen und so zu tun, als ob ich auf meinen Auftritt warten würde. Ich bete zum Herrn, dass meine Schminke nicht verwischt... Er hört mich nicht...

Meine Tränen färben mein Gesicht ab. Meine Wimpern, meine Augen, meine Nase, meine Lippen gleiten an meinem Gesicht als Brei herunter.

Eine Stimme fragt mich: "Sind sie noch nicht dran?" "Gleich, gleich ist es so weit!", will ich antworten, und suche panisch nach meinen Lippen in dem Breimatsch.

Ein dünner Lichtstrahl fließt in die Flasche hinein, als ob irgendwo die Sonne aufgehen würde.

Jemand nimmt die Flasche in die Hand und schüttelt sie heftig hin und her. Nach einiger Zeit stellt er sie hin – neben die anderen Flaschen.

"Mein größter Wunsch war es immer, ein Taucher zu werden", sagt eine Stimme aus einer der anderen Flaschen. "Deswegen bin auch hier, aber das Meer ist mittlerweile sehr weit zurückgeblieben."
Von draußen drängt Lärm hinein. Menschen verursachen Lärm, während sie ihre Leben leben.
Ihr Krach ist hier unerträglich.

In den Flaschen herrscht eine dumpfe Stille.
Ich frage den Taucher, ob er es jemals versucht hat. "Klar habe ich", antwortet er, "aber sieh doch – meine Flasche hat keinen Boden mehr, ich fürchte mich sehr, noch tiefer zu fallen."

Plötzlich brandet außen gegen das Glas ein krachender Lärm. Es war eine Flasche, die zerbrach.
Aus den Scherben schreit einer heraus. Ich versuche hinzuschauen, aber ich sehe nichts.
Zwischen ineinander verwischten Farben grinst es rot hervor. Was für ein Rot! Gleich dem Rot der Sonne, die untergehend eintaucht.

"Meine Flasche, meine Flasche! Sie ist gebrochen!!!", schreit eine Stimme. "Ich bin frei, frei!" Der Taucher zuckt und versteckt sich in einer tiefen Ecke seiner Flasche.
"Ich hoffe meine Flasche ist stabil", sagt er ängstlich, ohne geringste Kenntnis von den bunten Fischen.

Plötzlich klopft jemand mit der Faust gegen meine Flaschenwände. Es ist die Freiheit, deren Gesicht an meiner Flasche klebt. Die Dimension der Freiheit, die durch die Lupe eintritt, sieht ungeheuerlich grotesk aus. Ich wende meinen Blick ab, damit ich ihre Augen mit den geplatzten Adern nicht ertragen muss. Ich sage zu ihr: "Bettle woanders, hier gibt es nichts zu holen."
Die Tür öffnet sich. Die Freiheit wird unter einem Springerstiefel zerquetscht.

"Sei Gott mit Dir, du wildes Tier."

Mein Herzschlag ist aus dem Takt wie eine Kapelle, die den Rhythmus noch nicht im Griff hat. Während die offizielle Bürgerparade schon losmarschiert...
Ich sehe mir die Öffnung der Flasche genauer an. Eigentlich – mit ein bisschen Mühe – könnte ich es schaffen...

EINBLICKE

Kato

am Morgen
ziehe ich die Vorhänge zurück
und mache mich auf den Weg

am Abend
hat mir das Haus sein Dach
vor die Tür gestellt

nun
bin ich Aug in Aug
mit den Schwalben

ÜBRIGENS

Hans-Jürgen Hilbig

übrigens
dies ist kein gedicht
dies ist ein wurfgeschoß
probieren sie es aus
legen sie eine wurstscheibe drauf
und schwupp
nichts mehr übrig
und in der leere sitzen sie dann
und nicht ich
übrigens
das ist alles gelogen
dies ist kein gedicht
vielmehr ein brühwürfel
nun machen sie schon
probieren sie es aus
und ich erzähle ihnen eine kurze geschichte
es war herr mantz der mit seiner versoffenen
miene über den tag nachdachte den er
noch gar nicht erlebte
der ihm erst bevorstand
in einem kleinen gemäuer wird er liegen
links und rechts jeweils zwei kerzen
ein paar mäuse werden an den decken ausspionieren
ob es etwas zu essen gibt
während herr mantz sich darüber keine gedanken mehr machen
braucht
sein gesicht wird seltsam zufrieden aufblicken
alles wird er vergessen haben
wie ihn die trunksucht immer weiter vorantrieb an diesem tag
von dem er jetzt nur weiß dass der slivovitz wohl doch
sein Lieblingsgetränk ist
obwohl das nicht immer so war
es gab auch tage da gab er dem ouzo den vorrang
es war eben schwer
es gab so viele von den hochprozentigen die auf seiner rechnung
ganz oben standen
aber wenn er an diesem tag ein testament gemacht hätte
hätte er alles dem slivovitz vermacht
aber herr mantz machte kein testament
wie sollte er auch damit rechnen dass er über eine kanne milch
stolpern sollte und sich dadurch den tod holte
wie wachsam seine augen unter den dünnen lidern aufblickten
und seine lippen

als hätten sie sich tatsächlich endgültig für den slivovitz entschieden
übrigens
sie können das gedicht jetzt aus dem topf holen
ich wünsche ihnen einen guten appetit ...

SONNENUNTERGANG

Stefan Mikus

Im Sonnenuntergang, verlassen,
Mein Schwert steht angelehnt an kaltem Stein
Rot fließt das letzte Licht, verblässend,
Auf Stahl davon, die Nacht bricht ein

's ist kalt hier auf den ehern' Wehren
So weit das Auge blickt, steht Feind an Feind
Wie eines dunklen Feldes böse Ähren
Ein Heer, das wie ein endlos' Meer erscheint

Bald werden sich die schwarzen Wellen brechen
An unsren Toren, Türmen, hohen Wällen
Wir werden aufstehen, uns im Voraus rächen
Doch für uns wird sich kein neuer Morgen hellen

Kein Hoffen, denn der Feinde sind zu viele
Kein Weg führt durch die Nacht ins Licht zurück
Ein Narr, wer glaubte, dass er heut nicht fiele
So bricht die letzte Hoffnung Stück für Stück

Im Sonnenuntergang, verlassen,
Steh'n wir auf hoher Wehr im letzten Schein
Und wir, und was wir glauben, lieben, hassen
Wird Vergangenheit am nächsten Morgen sein

KREATIVITÄT

Michael Schreckenber

Es muss im Frühling gewesen sein. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, ich wüsste noch, wann es genau war. Ich erinnere, dass der Tag warm war, aber nicht heiß. Auf den Fotos tragen wir alle Kampfanzugjacken mit aufgerollten Ärmeln, keine Parkas. Im späten Frühling und im Sommer durfte ich nicht mehr unschuldig durch den Wald rödeln, sondern musste wichtige Sachen machen. Wichtige Sachen existieren in Abkürzungen, dort zumindest, also war ich SanKurier, UvD, StOvWa-Fahrer und ähnliches mehr. Schwamm drüber. Es muss also Anfang Frühling gewesen sein, sagen wir März, und die sicherheitsgefährdenden Kräfte, die schon in unserer Grundausbildung dauernd die Heide hinter Harburg unsicher gemacht hatten, waren wieder da. Oh – ich merke, für Leute, die sich an den Sezessionskrieg 1990/91 nicht mehr erinnern, muss ich eine Geschichtsstunde einschieben. Ich mache es so kurz wie möglich, also:

Ende der 80er Jahre kam den Armeen des westlichen Bündnisses kurzzeitig der Feind abhanden. Schon 1990 erbot sich ein onkelhaft aussehender Mann mit einem dicken Schnauzbart, die Rolle zu übernehmen und auch auf dem Balkan braute sich schon einiges zusammen. Kaum jemand aber ahnte, was sich da wirklich zusammenbraute und was den Schnauzbärtigen betraf, so war er in die Planung der Bundeswehr noch nicht eingegangen. Zu weit weg, zu heiß, zu gefährlich. Die Planung hatte bis 1989 etwa so ausgesehen:

„Der Ivan kommt über'n Hügel, und dann druff!“

Dass der Ivan stattdessen nicht mal mehr den Hügel hatte haben wollen, war eine blöde Panne gewesen, denn von nun an konnte der Feind nicht mehr das tun, was er bis dato jahrzehntelang zuverlässig getan hatte: Rotland heißen und von Osten über'n Hügel kommen. Und so kam es zum Sezessionskrieg: Plötzlich kam der Feind ständig von Süden (Orangeland). Das konnte nur eines bedeuten: Die Bayern hatten sich erhoben. Vielleicht zusammen mit den Hessen. Von Norden fiel gleichzeitig Rosaland ein – das konnten nur die Dänen sein, in alter Wikingertradition. Ich sage mit einer gewissen Genugtuung, dass ich bei den beiden entscheidenden Schlachten dabei war: Als wir den Südstaatlern in Niedersachsen ihr Gettysburg bereiteten, gab Funker Razorback die entscheidenden Befehle weiter (und ermahnte einen Wuppertaler Grünschnabel zu Funkdisziplin, der sich das ganze mit einem Atomschlag ziemlich einfach machen wollte), bei der Abwehr der normannischen Horden auf Fehmarn fuhr Fahrer Razorback kreuz und quer über die Insel und äh... rettete so die freie Welt.

Blieben die sicherheitsgefährdenden Kräfte. Wir erfuhren nie, wer sie waren, bayerische Partisanen, Hafenstraßenbewohner (die seinerzeit in den Wahnvorstellungen vieler Unteroffiziere eine ähnliche Rolle spielten wie das FBI in denen amerikanischer Milizionäre) oder doch die fünfte Kolonne der Dänen. Jedenfalls taten sie ständig Dinge von bedrohlicher Sinnlosigkeit. Meistens infiltrierten sie die Heide und nötigten uns, draußen zu campen, um ein Munitionsdepot zu bewachen, welches Tag und Nacht von einer Wachmannschaft bewacht wurde. Doppelt hält besser. Einmal verminten die Schlauberger die Straße zur Kaserne und zwangen uns so, durch den benachbarten Sumpf zu waten. Mein persönlicher Kampfwert wurde dadurch allerdings stark gehoben, da eine Horde Ameisen, die die Innenseite meiner Hose geentert hatte, jämmerlich erstoff. Leider zeigte sich keine sicherheitsgefährdende Kraft, die ich, so dem Leben zurückgegeben, Mores hätte lehren können.

Und dann kam dieser Frühlingstag, die sicherheitsgefährdenden Kräfte holten zum letzten und härtesten Schlag aus – sie fuhren durch den Wald. Also hieß es für den Fernmeldezug des ruhmreichen ältesten Flugabwehrregimentes des Heeres: Sperre bauen! Das Ganze lief unter dem Titel „Pionierausbildung“. Ich allerdings musste den ganzen Vormittag Material und Vorgesetzte spazieren fahren und bekam so den wichtigsten Teil der Ausbildung nicht mit. Als ich zu den Kameraden stieß, machten die gerade Mittagspause. Ich fand sie in einem lichten Wäldchen, das durch einen breiten Weg von einem dichteren, dunklen Waldstück getrennt wurde. Quer über den Weg hatten sie aus entrindeten Baumstämmen etwas gebaut, das wie eine Mischung aus Zaun und Mikado im Endstadium aussah. Da ich in die tieferen Tiefen des Sperrenerrichtens nicht eingeweiht worden war, bekam ich eine Aufgabe, mit der ich mich nützlich machen konnte, ohne zu stören: Ich baute Sprengfallen.

Eine übliche NATO-Handgranate besitzt, entgegen landläufiger Meinung, nicht nur eine Sicherung, sondern zwei: Den berühmten Sicherungssplint und den Sicherungshebel. Sie explodiert wenige Sekunden nachdem der Splint gezogen und der Hebel losgelassen wurde. Man nehme also eine Handgranate und stecke sie in einen Plastikbecher, der den Hebel festhält. Dann befestige man einen Faden an der Granate, der stark genug ist, sie aus dem Becher zu ziehen, spanne den Faden und ziehe den Splint, fertig ist die Sprengfalle. Wer immer nun an dem Faden zieht, reißt die Granate aus ihrem Becher – und hat ein ernstes Problem. Ich konnte mein Glück kaum fassen: Endlich, nach fast neun Monaten Stumpfsinn, war meine Kreativität gefordert. Ich stürzte mich begeistert auf die Aufgabe. Während meine Kameraden an ihrem Mikado bauten, bastelte ich theoretische Höllenmaschinen aus himmelblauen Übhandgranaten. Ich berechnete das Verhalten von Menschen, die sich plötzlich einer solchen Sperre

gegenüber sehen. Ihre Laufwege. Ich ließ mir von den beiden Planern des Dings erklären, wie es gebaut war, um zu antizipieren, wie man es einreißen würde. Ich entwickelte nicht nur den Ehrgeiz, die fiktiven Fahrer des aufgehaltenen Konvois mittels kleiner Splitterbomben zuverlässig zu zerhacken, ich wollte auch noch, dass sie sich in ihrem letzten bewussten Moment als lebende Wesen verarscht vorkämen. Verarscht von mir. Ich baute zwei Sprengfallen in die Sperre selbst ein, zwei legte ich in das Gehölz. Für die Fünfte hatte ich mir einen besonders perfiden psychologischen Trick ausgedacht.

Ich darf behaupten, dass dies die Glanzstunde meiner kurzen Militärkarriere war. Durch die Fallen in der Sperre war ein Abbau derselben fast unmöglich. Ich Cleverle hatte sie sogar so gebaut, dass der Versuch, eine zu entschärfen, die andere auslösen musste. Die Granaten in dem Wäldchen fanden selbst die nicht, die mich beim Bau gesehen hatten – bis sie in den Spannfaden liefen. Mit Nummer Fünf sorgte ich allseits für große Heiterkeit, als der zuständige Unteroffizier kam, um unser Werk zu begutachten. Er lobte die feine Sperre und fand für meine Bömbchen viel Anerkennung, ich sonnte mich in der Gnade des Simpels. Dann entdeckte er einen dünnen Stamm, eher einen großen Ast, der sauber etwa zehn Meter vor der Sperre quer über dem Weg lag. Er sah uns tadelnd an: „Was soll denn der Unsinn? Meinen Sie, der hält einen Unimog auf?“ Mit diesen Worten ergriff er das offensichtlich nutzlose Stück, hob es auf – und sah sich meiner Nummer fünf gegenüber, die, aus ihrem eingegrabenem Becher gezogen, direkt vor seinen Augen baumelte. Was haben wir gelacht. Und nochmal wurde ich gelobt.

Abends schrieb ich, wie jeden Abend seit knapp zwei Monaten, einen Brief an meine neue Freundin. Während ich von meinem Erfolg berichtete, wurde die Freude mir langsam schal. Ich besah den kleinen Plan, den ich auf einem Notizzettel gemacht hatte, um die Fallen wiederfinden zu können (das gehört zur Prozedur). Meine Kreativität war immer mein größter Schatz gewesen. In Nichts war ich so gut. Mit Nichts war ich so vielen Menschen überlegen. Heute hatte ich sie verkauft – und ich hatte es nicht einen Moment gemerkt. Ich hatte es gerne getan. Meine Kreativität war treu gewesen – sie hatte mir beim Sprengfallenbauen ebenso geholfen wie sie mir stets beim Geschichtenerzählen und Lösungenfinden half. Sie war treu, ich war der Verräter. Nicht, weil ich die Fallen gebaut hatte, ich war mir schon darüber im Klaren, wo ich hier war, und ich war freiwillig hier. Sondern weil ich nicht einen Moment getrauert hatte. Ich sah den guten Befehlsempfänger, der ich war, und ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben Angst vor mir.

Heute, fast 13 Jahre später, besitze ich den kleinen Notizzettel mit dem Plan immer noch. Und immer, wenn ich ihn ansehe, bin ich ein wenig... stolz.

GO HOME, AMI, GO HOME

Sarah Wassermair

Ich glaub an nichts, ich glaub an niemand
ans Christkind glaub ich aus Protest.
Was ist, lacht da jemand?
Am Christkind halt ich fest!

Im Oktober Nikolaus und Lichterketten,
im November Punsch und „Stille Nacht“.
Den Weihnachtsmann, den fetten,
säh' ich am liebsten umgebracht.

Schaut Karl Marx recht ähnlich
und welche Farbe trägt er? Rot!
Kapitalistisch säuft er Cola. Nämlich:
der Kommunismus ist schon lange tot.

Jeder andre wär verhaftet worden
und Rudolf käme in den Zoo:
das Christkind will der Hund ermorden,
mit Rentiermist und „Ho-ho-ho!“

Ich bin nicht fremdenfeindlich,
die können alle bleiben, nur herein!
Doch bei Santa will ich, ganz freundlich
„Go home!“ vorm Wiener Rathaus schrei'n.

Vielleicht glaub ich doch an Santa Claus,
stell ein rosa-leuchtend Rentier in den Garten
pick Wattekunstschnee rund ums Haus.
und dann, dann heißt es: warten.

Stell Kekse, Milch – die mag er so –
vor den nagelneuen Kunstkamin.
Kommt er dann und schreit „Ho! Ho!“
dann wart ich schon, dann hab ich ihn!

DIRK H.

Madeleine Ott

Freitagnachmittag. Die Kameras im Kaufhaus schauen sich um, beobachten die Kunden.

Eine Kamera in der Schmuckabteilung erfasst einen Ladendieb. Die Kameras in der Etage für Jugendmode bemerken, dass die Größe 38 von Rock X zum 4. Mal von einer Kundin betrachtet wird.

Die Kameras an der Kasse blicken auf die Kassiererin nieder. Guten Tag. Das sind dann 23 Euro. Vielen Dank für ihren Einkauf, beehren sie uns bald wieder! Immer freundlich sein.

Und ja nichts aus der Kasse stibitzen!

Ein Kameraobjektiv richtet sich auf den Eingang, erfasst einen Kunden, der gerade über die Türschwelle tritt. Die Uhren auf den Bildschirmen zeigen 18:45:34. Die Kamera zoomt an den Kunden heran. Dirk H. Er kommt öfters hierher. Doch meist ticken die Uhren auf kurz nach 16 Uhr, wenn er das Kaufhaus betritt.

Die Kamera dreht sich mit ihm im Kreis. Sie beobachtet ihn, sieht, wie er an der Kasse vorbei läuft, die Kassiererin grüßt, so wie er es immer tut, wenn er an manchen Freitagen hierher kommt.

Er fährt die Rolltreppe hoch, in den ersten Stock will er. Die Kamera schaut ihm nach. Das leise Summen vom ununterbrochenem Verfolgen durch die Kameras wird von ihm, Dirk H., und den anderen Kunden nicht vernommen. Er fährt unbeirrt mit der Rolltreppe weiter, und die anderen Kunden suchen nach Kleidungsstücken, probieren sie an; sie suchen wie immer Beratung, die sie hier Freitagnachmittags nicht finden; sie schubsen einander an der Kasse; sie streunen durch die Regale mit Küchengeschirr und Besteck; trampeln vorbei an Teppichen und Gardinenstangen und lassen tausende Euro hier.

Doch nicht so Dirk H.

Manchmal kauft er etwas. Doch immer nur für wenig Geld, manchmal sind es 30 Euro, manchmal auch ein wenig mehr. Wenn er etwas passendes gefunden hat, fährt er wieder mit der Rolltreppe herunter und geht dort zur Kasse, wo er die Kassiererin vom Sehen her kennt. Sie lächelt ihn immer an, wenn er an ihr vorbeiläuft und grüßt auch zurück, wenn er es zuerst tut. Er stellt sich hinten an der Schlange an und wartet geduldig, dass sie seinen Artikel zum Abkassieren fordert. Er legt die Unterwäsche auf den Kassentisch. Für meine Freundin. Sie nimmt eine Tüte und packt die schwarze Spitze sorgfältig ein. Das wird ihr bestimmt gefallen, sagt die Kassiererin meist und fordert dann das Geld.

Doch heute will Dirk H. nichts kaufen. Er will nur schauen, möchte sehen, welche neuen Kreationen es in der Dessousabteilung gibt. Er läuft von dem Regal mit den bunt bedruckten BHs zu den schlichten einfarbigen. Er mag schwarz.

Er zieht sich seine Lederhandschuhe aus und streckt seine Hände nach einem Bügel aus. Darauf ist ein leicht schimmernder, schwarzer Fetzten Stoff befestigt. Die Kamera zoomt heran. 26 Euro. Dirk H. hängt den Bügel zurück.

Er macht zwei kleine Schritte nach links.

Eine Säule verbirgt der Kamera die Sicht. Eine andere übernimmt dafür, vergrößert das Bild unendlich. Dirk H. hat blaue Augen. Sie glänzen. Ebenso wie sein Brillengestell. Die Kamera zoomt zurück, als er seinen Kopf ein wenig dreht und die Brillengläser Licht reflektieren und das Objektiv blenden.

Zwei weitere Kameras richten sich auf Dirk H. Er betrachtet gespannt ein Set, einen schneeweißen Spitzen-BH mit schwarzen Akzenten und ebenso ein Slip als passendes Zubehör. Seine Finger gleiten andächtig über die vorgeformten Mulden für den schönen Busen einer Frau. Dirk H. malt vorsichtig die schwarzen Striche nach. Eine der Kameras schaut auf seine Finger. Sie sind gepflegt, scheinen so, als seien sie noch nie mit Schmutz in Berührung gekommen. Er drückt den Slip in seinen Händen zusammen, hält ihn dort fest.

Er lässt die Hände wieder lockerer, hängt das Set wieder zurück, dorthin, wo er es hergeholt hat.

Mit weiteren kleinen Schritten geht Dirk H. weiter, er geht langsam an den anderen Garnituren vorbei, streift flüchtig über einen roten BH und einen blauen, mit zart aufgedruckten gelben Blütenblättern. Sein Blick fällt nochmals auf die Ecke mit den weißen und schwarzen Dessous. Er geht zurück.

Die Kameras sehen ihm nach.

Dirk H. betrachtet das Poster im Hintergrund der dünnen Stoffe. Es zeigt eine Schönheit, der Busen ist mit schwarzem glänzendem Material bedeckt. Sie trägt einen knappen Rock und darunter blitzt etwas hervor. Er will nicht erkennen, was es ist. Dirk H. senkt den Blick.

Die Kameras halten inne.

Er schaut nochmals auf die Stoffe. Er pustet gegen einen, dieser wippt. Dirk H. hebt den Kopf, schaut sich in Ruhe wieder und wieder von weitem die kostbaren Bekleidungsstücke an. Dann dreht er sich um.

Dirk H. setzt sich in Bewegung. Er läuft langsam, andächtig geht er zu den Umkleidekabinen.

Die Augen von oben blicken auf ihn nieder, als er sich hinter eine Frau stellt und wie sie wartet, dass eine Kabine frei wird. Die Kameras schärfen die Objektive, als er erst eine, dann zwei weitere Frauen vorlässt. Sie können ruhig in diese Kabine gehen, ich habe keine Eile.

Dirk H. wartet.

Die Kamerauhren zeigen 19:36:51.

Dirk H. wartet.

Die Kameras suchen nach einem Bekleidungsstück, dass er anprobieren möchte und deshalb bei sich tragen sollte. Von der Decke herab tasten vier Einäugige ihn ab.

Er schaut in den Gang der Kabinen, alle Kameras in der Umgebung blicken auf ihn. Er macht einen Schritt in den Gang.

Für die Kameras ist er verschwunden. Sie wenden sie sich um 19:52:14 ab.

Er geht auf die letzte Kabine im Gang zu. Eine Frau kommt Dirk H. aus dieser entgegen. Sie lächelt ihn verlegen an. Er lächelt freundlich zurück.

Dirk H. geht in die Kabine. Er zieht seine Lederhandschuhe wieder an.

Ein lauter Knall, wie ein Schuss, erschüttert um 19:59:47 die Etage für Damenmode. Die Kameras suchen nervös die Gegend ab. Sie blicken auf die letzten beiden Kunden nieder, die Hand in Hand heraus eilen. Doch außer ihnen finden die geblendeten Augen nichts.

Um 20:05:39 geht das Licht im Kaufhaus aus.

UNTERWEGS

Alma Marie Schneider

Die dünne Luft fließt,
die geschlängelten Pässe
erzwingen Konsequenzen.
Über schmale Pfade
keucht Lippenbläue,
die abwärts einen Lachsturz
in die dunklen Wälder schüttet,
während sich über niedrigem Gras
der Tag davonschleicht.
Weiter tragen wir
unsere zerkratzte Haut
über schmutzige Pfützen.
Mein Weggefährte,
mit dem Schweigege-
sicht, hält noch die Schatten
in seiner Hand,
als uns jäh
die Nacht verschluckt.

AUF'N STRICH GEHEN

Barbara Schöber

A scheene Leich tat I sein
Waun I do drübaspringat
Üba de göbe Linie
Die si bei uns durchziagt
Auf an jedn Bahnsteig
Von dem an Aufgaung
Bis zum aundan
Imma de gleiche Grodn
Ob auf da Spittelau oda gaunz
Weit do draußn in Siebnhiatn.
Glei danebn san jo a de neichn
Strich die denan Blindn
A des U-Bahn Findn erlaum
Wobei I mi dauand frog
Warum des grod siebane san
Und ob de Blindn daun
Mit eanan Stock genau
Den Mittlaren entlaung foahrn
Oda se a jedes Moi aufs Neiche
Aussuachn miassn obs links
Viere hom woin und rechts drei
Oda do liaba aundasrum.
Obekrotzn miassatn's mi
Waun de U-Bahn nimma
Schnö gnua bremsn kennt und
De Lautsprecha tatn daunn aunsogn
Dass wieda a Foagost eakraunkt is.
Oba I wer mas no amoi
Übalegn... weu de Stationsaufsicht
De da obn im Gloskobl gsessn is
Hot ma scho so miad ausgschaut
Und es wa do schod wennis
Ned boid hamgehn kenntat
Zu iam Habara ders heit aufd Nocht
No amoi urndlich duachpudan wü
Bevua moagn um hoib fünf
In da Fruah wieda da Wecka leit.

DACHBODENSPINNEREI

Sarah Wassermair

Die Spieluhr dreht sich lang vergessen
und tanzt in trüben Spiegelscherben.
Sie ist von Mäusen halb zerfressen
dort zwischen grauen Zeitungsbergen.

Ein Schachbrett steht am einz'gen Fenster,
dem König droht seit Jahren Matt.
Die Spinnen weben schlaue Gespenster
und trinken sich an Geistern satt.

Lavendel hängt verblüht und welk,
sein Blau jedoch verblasste nie.
Verloren zittert im Gebälk
der Spieluhr schräge Melodie.

DAS SCHAF

Katharina Stöttinger

Waidwund. Wattiert. Eine wattierte Welt. Oder ein Wesen, in Watte gepackt. Sehr viel Watte rundherum jedenfalls. Weil alles dir zusetzt.

An solchen Tagen würde mir alles das Herz zerreißen (wenn ich... naja.)

Zum Beispiel in einem Garten, an dem ich vorbeiging: ein Schaf. Eins von denen, die man herstellt, um den Rasen zu mähen, ein solarbetriebenes. Sonne schien aber kaum an diesem Tag, das war zu einer Zeit, als ich nur bei schlechtem Wetter spazieren ging – Himmelgrau verlief in matte Helligkeit, das war's dann auch. Drehte trotzdem brav seine Runden, das Schaf. Oder auch das gerade nicht, denn es bewegte sich in rechteckigen Bahnen, die fahren keine Kurven, diese Trümmer. Stößt auch nie an, die haben Sensoren, die ihnen sagen, wo ein Hindernis ist. In so einem Fall bleibt es abrupt stehen, schert nach hinten aus, justiert sich neu – und weiter geht es: stur gerade aus. Ein Wunderwerk der Technik. An diesem Tag ohne Bewunderer. (Abgesehen von mir.) Das einzige, was sich regt, in seinem wohlumzäunten Reich der leeren Rasenfläche, in einem säuberlich, zäunlich gegliederten Kosmos aus leeren Rasenflächen. Sich selbst überlassen. Unbetreut und beharrlich. Denn es ist egal, und wenn seine Besitzer nie zurückkämen: es läuft ganz von allein und alles, was es braucht, ist diese blasse Helligkeit am Horizont. Das reicht. Es läuft. Es läuft. Es funktioniert so reibungslos. Es ist ein rotsilbern-schimmernd windschnittiges High-Tech-Gerät von schlichter Eleganz und formschöner Funktionalität und ich finde es heute so lebendig. Ein Schaf. Und es läuft. Und wenn ich ihm den Rücken kehre, wird es weiterlaufen. Und wenn alles ringsum vergeht und versinkt und verweht, wird es weiterlaufen bis zum Materialverschleiß.

Ein matter Schein, ein leerer Rasen, das Schaf.

Und alles, was es braucht.

Und alles, was es kriegt.

Denn das reicht, damit es läuft. Und das ist alles. Es läuft. Das ist alles.

KÖLNER – KARAOKE

Norbert Lange

Freitag, Hauptbahnhof. Neben erloschenem Kiosk.
In die ausgelaugte Luft, die weißen Neon-
lampen blasen noch Rauch. Schmutzluft. Im Brustkorb

der Atem ist immer in Gegenwart gestaut.
Ein anhaltender Schreck. Die Straßenbeleuchtung hat
paar welke Platanenblätter in den Rinnstein geweht.

Davor, unterwegs Plastikwerbung, Cola und Korn
zu 38%. Aus dem Autoradio mischt Musik
mit Abgasen. Der Gehweg, aufgereimte Wagen

durchmengt von Funkzeichen der Taxizentrale.
Jetzt Säuberungsmaschinen kreisen plump zwischen
den Leuten herum. Die Koffer und Reisegäste.

Auf dem Bahnsteig deutsche Plastiktüte gesehn.
Hinter Basel sehr schwer und ruhig am Morgen,
das Bild vom Bahnhofsvorplatz bleigrau und schwarze

Taubenkotflecken, unter hohem Flutlicht (wie
die Betonanlagen um den Dom). Den schmalen Gang
des Schlafwagens entlang. Harte, grelle Lichtkerne

draußen, hinter der beschlagenen Fensterscheibe.
In einem Panzerschrank. Teppich grau, verschlossene
Kabinen entlang. Pass, Fahrkarte beim Schaffner,

wegen der Zugkontrolle. Nicht weit ist Florenz.

LAUSCHEN AUF HALBMAST

Friederike Linscheid

die dechiffriermaschine falschrum aufgestellt,
rot-grün-kontakt, zum glück kein kurzschluss
hör ich immerzu, zerhackerfrequenz,
das führt bei den meisten,
zu allzweckwortphobien
ich hab nur ein klingeln in den ohren

IM CAFE DER ALTEN DAMEN

Willi Wamser

Ich bin der einzige Fallschirmspringer über dem Fluss und die Sekunden dehnen sich zu überraschender Langsamkeit. Die metallische Mainschleife da weit unter mir teilt die Stadt in zwei Hälften. Die Altstadt angehäufelt an den Odenwald, die Neustadt wuchert in die Ausläufer des Spessarts. Da ist das Gymnasium zu erkennen, dort unterrichtete der Vater. Deutsch, Englisch und Ethik. Da ist das Kloster, dessen Bier sehr dunkel und klebrig und stark ist. Eine Labsal, wenn du ein Glas trinkst, aber eine beschämende Hilfe, wenn du so den dumpfen Schlaf suchst, der dir noch übrig bleibt.

Das Rauschen des Fallwindes hält deine Nerven gespannt. Der Fallschirm öffnet sich erst beim zweiten Reißen an der Leine mit einem Ruck und steift dir den Rücken. Du sinkst dann wie eine pendelnde Marionette nach unten. Und schon ist der Vorplatz der sandsteinroten Kirche zu erkennen. Der Aufprall könnte hart sein, aber du fürchtest ihn nicht. Du bist routiniert, du weißt das Tempo zu drosseln und du kannst mit einer tänzelnden Bewegung federnd den Boden berühren, ohne dass du hinschlägst.

Außerdem, da gibt es eine Gasse hinter der Kirche. Sie führt zu einem runden Turm. Es ist nicht so, dass dieser Turm immer zu finden ist. Nein, manchmal wendest du dein Gesicht verzweifelt nach links und nach rechts. Die Fachwerkhäuser scheinen dir vertraut, aber der Turm bleibt verborgen. Suchst du dann - durch die Gasse schreitend - weiter, stehst du plötzlich in einer kotigen Straße, welche die Gasse quert. Kein Asphalt, kein Kopfsteinpflaster. Lehmiger Boden, an manchen Stellen Sand. Dort haben die Mainfischer schon vor hundert Jahren ihre stinkenden Netze im Wind aufgehängt. Und Wagenräder haben ihre Spuren eingedrückt, Schleifspuren in brackigem Lehm, kleine Wasserpfützen, darin kleine Leben.

Also ist es ein großes Glück, wenn du ihn gefunden hast. Ein Turm mit einem Durchmesser von etwa sieben Metern, gemauert aus rotem Sandstein, im ersten Stock ein Cafe. Darin eine Anrichte, ein Servierraum. Darunter im Erdgeschoss drei Fenster mit Vorhängen, wohl eine Wohnung, ganz oben ein Glasdach. Zwei Damen bemuttern dich dort im Cafe, wenn du dich auf den grünen Plüschsessel gesetzt hast bei dem Tisch nahe dem Regal. Ein runder Raum, fensterlos, trotzdem lichterfüllt. Manchmal bist du der einzige Gast. Sie haben dich nicht erwartet, aber sie wissen, wann du kommst. Das gibt Sicherheit. Ein Raum für sich.

Du blickst nach oben. Das Glasdach, zusammengesetzt aus acht Teilen, eingefasst in Eisenstreben, sanftes Licht. Du siehst durch die Scheiben den Himmel über dir. Manchmal ein langsam fliegendes Flugzeug. Sehr weit oben. Die alten Damen servieren dampfende Schokolade in weißen Tassen, eine Nougattorte auf weißem Teller, ihre Gesichter sind rosig, sanfte Gesten, der blaue Teppich dämpft ihre Schritte. Draußen die Stadt ist nur zu ahnen.

Links ein Tisch mit Grammophon, dahinter Schallplatten in einem Drahtgitter aufgestellt. In dem Regal Illustrierte aus den Jahren 1910 bis 1920. Neunzig Jahre sind seither vergangen. Du stehst auf, wohligh durchsuchst du den Stapel. Im Regal ganz oben stehen fünf große Bände: „Die Gartenlaube“, gebunden in grünem Kaliko. Du findest darin einen Fortsetzungsroman von Theodor Fontane. Da gehörs du hin, denkst du, hierher sehnst du dich, seit du das Cafe zum ersten Mal betratest. Die Damen, der warme, gefüllte Bauch, der Schokoladegeschmack im Mund, die satte Süße, die wohlige Ermattung. Ach, schon immer hast du das gewollt.

Jetzt eine Energieleistung der beschaulichen Art. Vor dir die Lektüre, du hast die Ellbogen aufgestützt, Fontane auf großen Blättern im Spaltendruck. Die alten Damen bringen dir Schreibpapier. Du machst dir Notizen, skizzierst etwas, schreibst ein paar Zeilen. Bruchstücke eines Gedichtes. Die Musen singen. Passagen einer Erzählung. Du trägst ja einiges mit dir herum, in deinem Kopf.

Allerdings geht es an solchen Tagen nicht immer gut. Nicht nur, dass du die Gasse zwar findest, nicht aber den Turm. Nein schlimmer. Manchmal springst du aus dem Flugzeug ab, der Fallschirm öffnet sich eben auch beim zweiten Ziehen an der Reißleine nicht und das Glasdach wird immer größer. Du durchbrichst es, ein Splittern um dich, dann ein dumpfer Laut, wenn dein Körper auf den Teppich schlägt.

Allerdings ist das nicht das Ende. Die rundliche Dame mustert die Bescherung auf dem Teppich. Sie schnippst mit den Fingern, der Film läuft plötzlich rückwärts, es zieht, es saugt dich nach oben, das Glasdach setzt sich unter dir wieder zusammen, bis du dich - Stopp! - an deinem Ausgangspunkt befindest.

Du stehst also oben in der Luke des Flugzeugausstiegs und blickst nach unten. Der Turm ist diesmal gut erkennbar. Das Glasdach des Cafes ist so intakt. Du fühlst nach dem Fallschirm auf deinem Rücken, denn du bist bereit zum Absprung.

ZWISCHEN 1 UND 2

Thomas Zech

Im Radio Trucker-Musik und draußen Stadt in der Nacht,
wir warn wie tot, auf dem Flokati fanden wir Platz.

Wir redeten über Primeln und das Gras in deiner Hand,
wir redeten über Captain Future und die Erben der Zeit,
wir redeten von industrieller Romantik, Arbeit und Lohn,
wir redeten von der Größe, Gefräßigkeit halbstarker Augen...
Täuschung, Sex und was folgt, darüber redeten wir,
von dem Schweiß auf deiner Stirn und wie er wohl schmeckt,
über den Flaum auf deinem Bauch und Gin Tonic auf Haut,
über Fingerspitzen, die suchen, die graben, die ganz,
die ganz genau wissen, die wissen wohin, über das Licht
der Straßenlaternen in deinem Zimmer und Schatten,
die sich in Zeitlupe miteinander befassen und stürzen,
sich fangen, wir redeten über Wärme, die durch Reibung entsteht,
über das Zittern der Birken, der Bauten, das Alphabet
der Sterne in den Fenstern zur Nachweihnachtszeit
und das was zwei tote Körper befreit: wir sind live!
Was der Tag in die Nacht bringt, bis der Sinn sich verliert,
darüber redeten wir,
was war und was ist, bis dann nichts –
nichts mehr blieb als ein Halten, ein Krallen, ein Fallen
ein Fallen, ein Krallen, Halt, nur unser Atem und Schluss.
Darüber redeten wir.

MEIN TON

Fitnat Ahrens

Wie klein, aber auch wie groß.
Sieben verschiedene Seidenfäden von einer Kreuzspinne.
Wie dünn, aber auch wie fest.

Wie klein leuchten die Sterne in meinen Augen. Ich decke den Mond mit einer Hand zu. Ich strecke meine Finger auseinander und sehe den Mond zwischen den Fingern leuchten. Wie einen mächtigen Diamantenring.
Er gehört nur allein mir, aber auch anderen, die nicht wissen, was sie besitzen.

Was streckst du denn deine Hände so nach oben, Kind?

Schatten. Wo ist mein Schatten? Wie lange schon gibt's mich denn nicht mehr? Ich brauche meinen Körper noch ein wenig, um schreien zu können. Ich will nur mal selber hören, wie weit ich schreien kann. So laut, bis ich selbst ein Ton werde. So will ich mich nach dem Weltall hin schreien, und dort einen unsichtbaren Planeten aus Schall bilden. Erst dann werde ich meinen Schatten nicht mehr brauchen.

Was schreist du dir denn so deine Lunge aus dem Leibe, Kind?

Verstehen ist menschlich, alles muss einen Grund und Sinn haben.
Unverständlich ist göttlich, es braucht keine Anerkennung.

Verstand. Ich brauche ihn noch ein wenig, um mich verständigen zu können, aber auch nicht, denn kein Fisch ist ungehört – man will es nur nicht verstehen, dass es zu hören ist, wenn das Sonnenlicht von einem hohen Dach über den Asphalt fällt, ein Gesichtszug, den man plötzlich spannt, die Tomaten, als die Farbe wechselt.

Es ist zu hören, das Dunkle wie auch das Helle. Ja, diese Töne bilden sich zu einem Stern und schweben zusammengeballt im Weltall, wie eine Luftblase im Wasser. Sie suchen einen Ausgang, ein Loch, um sich herauszulassen wie eine Bombe, wie der Urknall.
Der Weg zu einem Ausgang ist sehr weit, aber auch nicht, denn ein zusätzlicher Ton wird die Geschwindigkeit erhöhen. Ein Ton. Mein Ton.

Was schreist du dir denn so deine Lunge aus dem Leibe, Kind?

Ich werde neue Sterne bilden, eine neue Galaxis, eine neue Welt,
Mama! Nur ich allein, aber auch die anderen, die nicht wissen, was sie
können.

Verstand. Ich brauche ihn noch ein wenig, um ein Mensch zu sein,
bevor ich mich auf die weite Reise begeben.

Es wäre aber vielleicht nicht so sehr schmerzhaft, wenn mein
Verstand und meine Gefühle mich dabei verlassen würden.
Obwohl, dieser Schmerz! Ich brauche ihn, damit ich handeln kann mit
meinen Gefühlen, und mit Gott...

KRANK

Annette Haug

meine Eingeweide am Himmel
im Kopf ein Tosen

Blutrauschen

die Handgelenke geritzt
Melonensaft tritt aus

die Eispackung hilft
der Körper wird kälter

ich denke an dreckige Laken
meine Gedanken malen ein Bild
Höhenrausch

ich zittere
die Kälte dringt tiefer
meine Gedanken sind Eiszapfen
ich bin angekettet
zerre an den Gurten

der Höhlenvater tritt auf mich zu

dann...

lange

nichts

DER SPEICHELLECKER

Dirk Wienecke

Nie werde ich vergessen,
Erschüttert und besessen,
Die Kraft in den Gebeten
Des Hinterhofpoeten,
Euch aber muss genügen
Die Süße seiner Lügen.
Er zieht herum durch Gassen
Und um die Blocks, verlassen
Von Menschheit und Begehren,
Sich redlich zu bewähren,
Es ist ein altes Fieber,
Doch dieses ist ihm lieber
Als die Identität,
In die man schnell gerät.
Er ist ein Parasit
Mit Hang zum Suizid,
Sonst unbekümmert nur,
Von Reue keine Spur,
Und selten wird es besser
Mit dieser Art von Fresser,
Man sollte sie als Föten
Doch kurz entschlossen töten,
Des Lebens Keim zerstören,
Bevor sie uns beschwören:

«Seht, hier ist euer Sohn
Und hier ist auch sein Hohn:
Ich liebe euch für immer!
Doch steht es um uns schlimmer,
Als ihr es wohl erahnt,
Wenn ihr mich dauernd mahnt
An die verdammte Pflicht,
Die mir von Zwängen spricht.
Wir sind ein Fleisch und Blut
Und doch ist diese Brut
Von einer andren Art,
Verloren und vernarrt
In schwankende Choräle;
Ein Knabe mit der Seele
Von einem kauzen Greise,
Geliebt und doch ein Waise;
Ein Kuckucksei, ein Pfand;
Dem Steppenwolf verwandt;

Einsamer Wanderer,
Ich - das ist ein anderer.
Verhasst ist mir die Drohne,
Verhasst ein Dasein ohne
Bestimmung, ohne Ziel,
Beug ich mich diesem Spiel,
Gewöhne mich, ertrage,
Dann ähneln sich die Tage
Und schwinden mir die Jahre
Bis über eine Bahre
Ich in ein kühles Grab
Mein Weg gefunden hab.
Lieber zugrunde gehen,
Als dem ins Auge sehen!
Ja, euren Kampf ums Leben,
Den hab ich aufgegeben
Zugunsten weiter Räume,
Dem kühnsten aller Träume
Und reichen nicht die Sterne,
Dass irgend in der Ferne
Auch jedem einer blinkt
Und ihm zum Glücke winkt?
Die Stimme tief im Innern
Soll mich an das erinnern,
Was ich will, was ich bin,
Ich hab mein eignen Sinn
Doch nur das eine Leben,
Das werd ich nicht vergeben!»

Und die Moral des Gedichts?
Oh weh dem Taugenichts!
Ihm ist die blöde Dichtung,
Die einzige Verpflichtung,
Er zehrt vom vagen Dunst
Der brotlosesten Kunst,
Und kämpft sich aus dem Nebel
Mit einem stumpfen Hebel,
Sein Schrei dringt ihm voraus
Verliert sich im Gesaus.
Und Hunger in den Därmen
Vermindert nicht sein Schwärmen,
Im Wandel seiner Launen,
Bleibt einzig dieses Staunen,

Er schaut hinab zum Grunde
Und wartet auf die Stunde,
Wenn sie sich schließlich rächen
Die angeblichen Schwächen.
Das ist recht überheblich,
Doch besser als vergeblich
Sich jeden Tag zu plagen,
Sein Schicksal zu ertragen,
Um ein weiteres Stück
Vom unendlichen Glück
Und allgemeinen Ziel
– Man hat ja nie zuviel! –
Ganz für sich zu ergattern
Und, wie gereizte Nattern,
In Sicherheit es bringen,
In einem zu verschlingen
Und schnell hineinzugieren,
Statt wieder zu verlieren.
Wie jene werten Bürger
Und angesehenen Würger
Die nützlich sich erweisen
Und die genüsslich speisen
Und ihren Körper mästen
Von einem Berg aus Resten.
Sie kriegen einen Bauch
Und ihre Frauen auch,
Wenn keuchend es im Schatten
Gelingt sie zu begatten,
Sie nicken später ein
Im fahlen Fernscheine
Und wälzen sich und schnarchen,
Wie kränkelnde Monarchen.
Sie tun, was andre wollen
Und treiben ihren Stollen
Hinab zum See aus Feuer
Und Dero Ungeheuer.
Doch ihnen hinterher
Hallt einer Stimme Wehr:

«Ich werde eure Fratzen
Jetzt gleich herunterkratzen
Mit meinen Fingernägeln
Und wider alle Regeln
In Nachwirkung der Schrecken
Die Finger sauberlecken,
Um schließlich aufzuschauen
Zu euch und in das Grauen
Gesichtloser Gesichter

Und matter Augenlichter,
Wie in geraumer Ferne
Die ausgelöschten Sterne
Zu trägen Klumpen stauchen,
In schwarze Kälte tauchen.
Ich sehe eure Beulen,
Ich höre euer Heulen,
Das süße Selbstmitleid,
Den Unterton von Neid.
Ihr seid wie fette Maden,
Die in Erbrochnem baden
Und sich durch Brocken bohren,
Die in der Sonne goren,
Und ihr versickert alle
In eurer Gier und Galle.
Ihr meint das sei obszön?
Ich fänd' es treffend schön,
Wär's nicht nur Schmeichelei,
Ein blasses Konterfei
Im Anhang der banalen
Kapitel der Annalen.»

Da hören sie ihn lachen,
Sich lärmend lustig machen,
Doch nicht lang und es speit
Sein Auge Traurigkeit,
Die in ihm kratzt und singt,
Durch seinen Körper dringt
Bis in den Nerv zum Sehen:

«Ich muss euch eins gestehen:
Ich weiß nicht, was passiert,
Vermute es grassiert
Ein Gift in meinem Blut,
Ein Virus namens Wut,
Mein Herz ist ihm ein Nest
Aus dem er Feuer presst
Und aufgestauten Eiter,
Denn in dem Schmerz gedeiht er,
Und düster ist mein Geist,
Ich will, wie er verheißt,
Nie euer Sein ertragen,
Genießen zu versagen,
Genießen und erleiden,
Statt beides unterscheiden.
Ich kann es nicht erklären:
Ich liebe die konträren
Ideen und die Millionen

Von Irritationen,
Die Phantasmagorien
Und meinen lieben Spleen.
Sie – sie! – sind meine Drogen,
In ihren warmen Wogen
Aus seltsamen Gefühlen,
Die meinen Geist umspülen
Sind Wut und aller Zorn
Und alle Angst verlor'n.
Und eine Woge nahm
Mir selbst die größte Scham,
Da sah ich, was ich bin:
Ein Wesen das mithin
Entschlossen ist zu leben
Und doch nichts zu erstreben,
Als würdevoll verkommen
Von Luft und Licht benommen
Das Schöne zu verschandeln,
Den Nutzen abzuwandeln,
Den Wert zu ruinieren.
Auf all das urinieren
Und den Konsum beschränken
Und lernen, selbst zu denken.»

Am Anfang war das Wort,
Das Wort und ein Akkord,
Gefolgt von einem Reigen,
Am Ende ist nur Schweigen,
Das alles in sich kehrt,
Doch einen Schrei begehrt.
Es lässt sich vieles heilen,
Gefasst in ein paar Zeilen
Zu jambischen Gesängen,
Zu Rhythmen und zu Klängen,
Und pochenden Gedichten,
Die dort auf Form verzichten,
Wo flüchtig ein Moment
Die Wahrheit schwelend brennt,
Wo den spontanen Keim
Vernichten Maß und Reim.
Es sieht, wie er entsteht,

Es sieht, wie er vergeht,
Wenngleich er's nicht versteht,
Der Hinterhofpoet;
So wandelt sich sein Blick
Durch die Metaphysik
Der kleinen und der großen
Moment-Metamorphosen,
Von einem noch entzückt,
Im nächsten schon entrückt,
Dass ihm das Aug erstarrt
Und irgendwo verharrt,
Wo Stille es umfängt,
Von Dunkelheit bedrängt.
Die Leser sind verstört,
Die Kritiker empört
(Was seinen Sinn betört,
Ist ihnen unerhört):
«Verstopft euch fest die Ohren,
Eh ihren Weg sich bohren
Die zweideutigen Worte,
Um dann an jenem Orte,
Wo's feucht und dunkel ist,
Die Zelle Zucker frisst
Und des Organes Rinden
Sich weich und schwammig winden,
Gewebe zu zerstören
Und Unheil zu beschwören;
Und stopft ihm seinen Schlund,
Den Honigzungenmund,
Der Ekel uns erweckt,
Obwohl es süßlich schmeckt –
Er tut ihn auf und spricht,
Doch glaubt dem Schmeichler nicht!
Zurück mit ihm ins Loch
Aus welchem er entkroch,
Und war es ein Versehen,
Nicht zweimal soll's geschehen!»
Derart ist ihre Rede,
Von Hass erfüllt die Fehde,
Doch wenn sie auf ihn spucken,
Wird er es lächelnd schlucken.

WÜRDE

Nandresen

Wenn die Würde nur würde

DIE FAMILIE MAUST UND EIN PAAR VERWANDTE SITZEN ZUSAMMEN, PLÖTZLICH ERSCHEINT DER SOHN

Hans-Jürgen Hilbig

sohn: ich brauch ein neues bett.

allgemeines gelächter. ein paar hauen sich sogar auf die schenkel. selbst der opa lacht und der ist schon lange tot, aber vom familienalbum, welches die mutter immer in der hand hält, lacht er so schelmisch, als könnte er jedes wort verstehen.

vater: du hast uns soviel gelächter geschenkt, komm halt her und setz dich. wurstel, bring dem jungen wein, dass er einen in der krone hat, wir werden dich morgen dafür kräftig ausschimpfen, darfst nicht böse sein, das ist halt erziehung, weißt.

der sohn setzt sich neben den vater. der vater schenkt ein. schon werden die alten gespräche wieder aufgegriffen.

wurstel-sepp: ...und der bräuer sagt, nie und nimmer sagt die gabi ja zu deinen lakritzschnecken, und ich sag, sie hat mich selber drum gebeten, und er, das kannst du deinem scheißhaufen erzählen, und ich, aber bestimmt, sie redet ja von nichts anderem, und er, du königsfuchser hast wohl schon lange kein lachs mehr gegessen, und ich, ja, du hast recht, hast welchen? frag ich, ja klar, komm halt mit, sagt er und ich geh mit und er fängt an, mich zu streicheln, und ich sag, hör auf, sonst les ich dir die glocke vom schiller vor, das hilft, bei der gabi hätt's nicht geholfen, aber die will mich ja auch nicht streicheln, die will ja nur die lakritzschnecken.

der sohn: vater, das bett hat ein loch.

allgemeines lachen. der vater trinkt einen schluck.

vater: dann schläfst halt am boden, was macht das schon? wie groß ist denn das loch, ach, es ist sicher kein sehr großes loch? ich versprech dir, du bekommst dein neues bett, aber erst in 70 jahren, alle männer in unserer familie werden 85 und mit 85 kriegst du dein neues und gleichzeitig auch letztes bett.

gläser klirren. wieder wird gelacht. dann sagt der vater ...

vater: das ist kurios, dass wir alle 85 werden, wir sterben einfach nicht vorher, wisst ihr noch letztes jahr der flugzeugabsturz, der hartmut war drin und ich sag noch zu meiner frau, der hartmut ist aber auch ein kerl. und dann drei tage später steht er mit dem rasierapparat vor der tür und fragt, ob er bei uns übernachten kann und wir sagten: nein.

UND DU SCHLÄFST NOCH NICHT

Madeleine Ott

An die welt da draußen, doch
nicht der planet, der sich erde schimpft
das all, in sich zusammen gerollt, lässt
rote sterne ohne faden hinunter fallen, und wird
ein schlafengehgedicht mir sein ...

GEDANKEN ZUR MITTAGSPAUSE

Stefan Mikus

Dies ist nicht mehr das Land, die Stadt, in der ich geboren wurde, nur noch ein düsterer Vorhof zur Hölle, wo ein Heer aus Narren auf die Verdammnis wartet. Ein dumpfes Mausoleum aus schwarzem Stein und Grauem, Grau in tausend Schattierungen und die Menschen auch grau, die durch die Kammern und Grüfte treiben, eilig, als gäbe es etwas zu tun. Die Glücklichen drängen die weniger Glücklichen zur Seite, wo sie in Ecken sitzen mit Schildern, auf denen „Arbeitslos“ steht oder irgendwas in fremden Sprachen.

Hier stehen Paläste. Glas wechselt mit dem Stein, hinter dem Glas falsche Schätze und Tand. Oben im Licht und unter der Erde künstlich beleuchtet, als würde sich mancher schämen, seinen billigen Ramsch im Sonnenlicht anzubieten.

Hier stehe ich an einem der Orte, wo für meine Rasse das Futter ausgegeben wird, mit einer Tüte Tomaten in der Hand, die ich zu kaufen wünsche. Vor mir in der Schlange drei Männer in meinem Alter oder wenig älter. Sie kennen sich wohl nicht, aber sie teilen das gleiche Schicksal, kaufen braune und grüne Flaschen. Einer trinkt die Hälfte seines Einkaufs gleich hier in der Warteschlange. Kräuterliesel, die preiswerte Alternative zum Kümmerling.

Wieder am Licht. Ist auch grau, wie alles. Rechts der Penner im Rollstuhl, ohne Beine. Der ist öfter hier, mal mehr, mal weniger bei Sinnen. Heute hat er sich in die Hose gepisst und weint, es tropft vom Stuhl und fließt über den Bürgersteig zum Rinnstein. Die Passanten steigen drüber weg, angewidert.

Im Hintergrund der Kölner Dom. Da sind die Christen.

TOTENFEST II

Clemens Schwarz

In bleichem Kerzenschein liegt das Lazarett,
gesprengte Mauern stinken hohl aus Löchern,
dort siechen Gestalten fahl, in wundem Bett.
Unter hölzernem Balkendach, sehr knöchern.

Hier tanzen nachts im letzten Wahn die Krücken,
auf gelben Boden, in Lumpen eng gezwängt.
Zwischen den Lagern schwingen krumme Rücken,
Gewehre sind an große Haken gehängt.

Lachen schallt dumpf durch die Flure und Zimmer,
Tänzer begegnen sich mit wildem Lächeln,
wirr die Haare, doch es scheint noch schlimmer:
ihre Worte, gesabbert, nur ein Hecheln.

Die Schwestern halten Messer wie Beile
in ihren fleischigen Händen, starr und fest,
treiben Spritzen in die Haut wie Keile.
Beim Metzgermeister gibt es vom Fleisch den Rest.

Auf den Feldern stehen Kreuze dicht gereiht,
ein Zaun aus vielen Schatten grenzt ihr Gebiet.
Mit einem Schluck aus der Flasche wohl geweiht,
geht ein weiterer Tänzer; und's noch oft geschieht.

NO BOOZE IN THE NORTH

Michael Schreckenber

„Jo – das war’s dann.“ Ich klappe meine metallene Kladde zu, die eigentlich gar nicht meine ist, sondern die meiner Frau, und sehe den Exportleiter an. Er sieht zurück und nickt.

„Jo.“

Wir stehen auf und reichen uns die Hand. Sein freundliches Mondgesicht lächelt. Ich mag die Norddeutschen, die Schleswig-Holsteiner besonders. Sie sind so cool, wie die Hamburger gerne wären und wie die Düsseldorfer nicht einmal wissen, dass man sein kann. Natürlich ist das mit dem stets gelassenen, unerschütterlichen Norddeutschen ein blödes Klischee. Nur – alle, die ich kenne sind wirklich so. Der Exportleiter lächelt, es ist ein professionelles Lächeln, aber es wirkt trotzdem warmherzig. Wenn meine Düsseldorfer Kunden professionell lächeln, sieht das aus, als hätte ich ihnen gerade in die Eier getreten. Ob sie ahnen, dass ich ihnen wirklich gerne einmal... aber lassen wir das. Den Exportleiter jedenfalls will ich nirgendwo hintreten.

Er geleitet mich aus dem kleinen Besprechungsraum, verspricht mir noch einmal, die Unterlagen, die ich für meinen Artikel brauche, von seinem italienischen Partner anzufordern. Wir verabschieden uns. Als ich den Raum verlasse, ist er bereits in ein Gespräch mit einer seiner Mitarbeiterinnen vertieft. Ich gehe durch den Büroflur, klopfe beim Marketingchef an und öffne die Tür. Ich weiß, dass er nicht da ist, aber mein Werbeleiter hat mich gebeten, nachzusehen, ob er das Poster bekommen hat, dass wir ihm geschenkt haben. Hinter der Tür eine staubige, leere Rohbauhöhle. Stimmt, die bauen ja um.

Ich gehe zum Ausgang, unterhalte mich kurz mit der Rezeptionistin, die heute krank aussieht und gestresst. Aber sie ist freundlich und ihr Humor hat offenbar nicht gelitten. Ich frage sie nach dem Poster, es ist noch nicht angekommen. Ich gehe schnell, um nicht ein weiterer Stressfaktor zu werden und nehme mir vor, sie morgen, wenn ich die Unterlagen der Italiener abhole, mal zu fragen, ob alles in Ordnung ist. Für mich jedenfalls ist der Arbeitstag angenehm früh beendet, ich packe das Recherchematerial über die türkischen- und Hong-Kong-Projekte in den Wagen und fahre vom Gelände.

In der Nähe meines Kunden gibt es einen *direkt-Markt*. Mein Plan für den Abend sieht vor, im Hotel in aller Ruhe an „Der Sänger und der Puppenspieler“ weiter zu schreiben und dazu ein leckeres Glas Single Malt zu trinken. Ich brauche sowieso neuen, meine Vorräte zu Hause sind arg dezimiert. Als ich das letzte Mal hier war, hatte der *direkt* eine kleine Auswahl brauchbaren Giftes der niedrigeren Preisklasse, Glendronach, Scapa, Glenmorangie und zehnjährigen Laphroaig.

Gerade den Scapa und den Laphroaig mag ich gerne und die Tatsache, dass man sie inzwischen sogar im *Walmart* bekommt, schmerzt zwar den Genießer, aber sie hat eben auch ihre Vorteile. Vor allem preisliche.

Der *direkt* enttäuscht mich bitter. Kein Single außer Glenfiddich und Loch Lomond. Letzterer ist zwar generell trinkbar, aber nicht, wenn man sich auf einen Laphroaig eingestellt hat. Ich werde woanders suchen müssen. Zunächst aber ins Hotel.

Offenbar bin ich in der heimlichen Gäste-Hierarchie aufgestiegen. Mein Zimmer hat – zum selben Preis wie immer – diesmal neben einer kleinen Küchenzeile auch einen Balkon mit herrlichem Blick auf den See. Schade, dass das Wetter so scheiße ist, die Idee, auf dem Balkon zu schreiben, den Laptop vor und den Malzschnaps neben mir, hat großen Reiz.

Ich ziehe mich um und rufe meine süße Herrin an. Alles im Lack zu Hause. Ich frage nach Sick Steve, der Prinzessin und der kleinen Elena, heute will er die Beiden aus dem Krankenhaus holen. Sie weiß nichts Neues und will auch nicht anrufen, um der frisch wiedervereinten Familie Sick nicht auf die Nerven zu gehen. Klug ist sie, meine Herrin. Meine eigene Tochter hat mitbekommen, dass Mama telefoniert, vermutet mich am Telefon und krabbelt herbei: „Papapapapa?“. Die Herrin lenkt sie ab, wenn die Kleine jetzt mit mir spricht und ich dann heute Abend nicht nach Hause komme, macht sie das nur traurig. Dann fällt der Herrin noch ein, dass zwei Nachnahmepakete angekommen sind. Die Musikanlage für unsere neue Familienkutsche und drei CDs von den Mad Heads, die ich neulich bei Crazy Love Records bestellt hatte. Ich bin positiv überrascht, dass es so schnell ging. Gute Nachrichten. Ich berichte von meiner geplanten Whiskysuche. Sie lacht.

„Viel Spass. Und wenn Du keinen Laphroaig findest, kauf Dir einen guten Cognac.“

Ich lache auch, aber eigentlich will ich nichts von Cognac wissen. Ich will, will, will Laphroaig.

Eingedenk der CDs, die zu Hause auf mich warten, lege ich mich aufs Bett, packe eine Mad Heads Hörprobe die Freund Sick mir gebrannt hat in den Discman und ziehe mir dreimal hintereinander „Psycholella“ rein. Danach bin ich in Stimmung, die Jagd zu beginnen.

Zuerst suche ich in der Stadt, in der ich hier wohne, aber das stellt sich schnell als fruchtlos heraus. Karstadt – sonst eine erstaunlich gute Adresse für Single Malt – hat hier nicht mal eine Lebensmittelabteilung. Einen richtigen Spirituosenhändler gibt es natürlich nicht. Ein Piercing-Studio und ein Fachgeschäft für gebrauchte Play-Station-Artikel (gut sortiert übrigens), aber keinen Schnapshändler. Ich verlasse die Stadt, gerate auf die falsche Straße und irre erstmal ein wenig durch das Outback des Herzogtums Lauenburg. Ich habe keine Eile, im Radio laufen Oldies, ich weiß aus

Erfahrung, dass hier sämtliche Straßen letztlich nach Hamburg oder Lübeck führen, also lasse ich mich von Dorf zu Dorf treiben. Ich meditiere ein wenig über die Tatsache, dass schleswig-holsteinische Dorfnamen nach preußischem Generalstab klingen und singe ein paar Oldies mit. In den Dörfern gibt es natürlich auch keine Whiskyverkäufer, jedenfalls nicht solche, die den Stoff in Flaschen feil bieten. Genau genommen sehe ich gar keine Läden. Mich beunruhigt das nicht, ich setze meine Hoffnung in die größeren Städte längs der Bundesstraße. Städte. Na ja – „Städte“.

Die Bundesstraße ist bald wiedergefunden und lässt mir die Wahl zwischen – surprise – Hamburg und Lübeck. Ich wähle Hamburg. Irgendwo im Hinterkopf spielt vielleicht der Gedanke mit, dass ich mich ja notfalls in Hamburg ganz gut auskenne, falls es hier auf dem Land keinen Laphroaig gibt. Ich grinse über mich selbst. Für einen Schnaps nach Hamburg. So blöd bin ich dann doch nicht.

Die erste „Stadt“ an der Bundesstraße ist eine Enttäuschung. Ich habe kaum Luft geholt, da liegt sie auch schon hinter mir. Eine Tanke, ein Gasthaus, eine Kreuzung – das war's. Kein *Edeka*, kein *Walmart*, schon gar kein Laden namens „Harmsen's Whisky“ oder so. Der Oldie Sender spielt immer noch. Norddeutsche Sender haben – das ist scheinbar ein Naturgesetz – die bessere Musik, aber die dämlicheren Sprüche. Sie werden nicht besser, wenn man sie alle fünf Minuten hört. Außerdem ist der Sprecher ein Idiot, er soll auch nicht sprechen, er soll die besten Oldies der 60er, 70er und 80er spielen. Immerhin – die Nachrichtensprecherin heißt Tabeah Thomsen. Ich finde, der Name klingt erotisch. Die Stimme auch. Leider liest sie nur die Nachrichten. Ansonsten redet der Idiot.

Ich habe inzwischen drei weitere Orte, drei weitere Tankstellen und fünf weitere Gasthäuser passiert. Und zwei *Penny-Märkte*. *Penny* hat keinen Single Malt.

Noch zwei Tankstellen weiter beginne ich, an MiBo aus dem Forum zu denken. Die ist aus Schleswig-Holstein. Die soll mir gefälligst erklären, warum ein durstiger Mann in ihrem komischen Land keinen guten Whisky bekommt. Ich werde sie morgen fragen, wenn ich wieder im Netz bin. Der Idiot im Radio macht einen Witz. Warum tut er das? Er soll Oldies spielen.

Ich klammere meine Hoffnung an die nächste Stadt, die diesen Namen verdient – sie heißt Schwarzenbek. Könnte auch ein preußischer General sein und hieß nicht mal ein Fußballer so? Vor meiner Zeit...

Am Ortseingang begrüßt mich ein *Penny-Markt*. Ich erkenne ein schlechtes Omen, wenn ich eins sehe. Mit wachsender Verzweiflung fahre ich durch die Stadt. Es gibt hier eine Menge Läden, mehrere chinesische Restaurants, ein Piercing Studio aber kein... In meiner Verzweiflung fahre ich auf den Parkplatz des örtlichen *Lidl*. Die Niederlage ist natürlich vollkommen. Die Leere, mit der ich in das Regal voll billigen Sprints starre, erntet mir ein paar mitleidige Blicke. Mitleidige Blicke vom Schwarzenbeker *Lidl*-Publikum. Ich beeile mich, raus zu kommen.

Ich verlasse Schwarzenbek und auf dem Wegweiser stehen links nur noch zwei Namen: Lauenburg und Hamburg. Rechts sind vergangene Enttäuschungen aufgelistet. Sollte ich wirklich bis Hamburg... das wäre zu peinlich. Immerhin – Lauenburg gibt der Gegend hier ihren Namen. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Der Sprecher des Oldie Senders scheint meinen persönlichen Hass auf sich laden zu wollen, denn nun spricht er über Leverkusen. Über Bayer, um genau zu sein, noch genauer über Bayer 04. So schönen Fußball hätten die gespielt. Und Liverpool. Und Manchester. Und dann Nürnberg. Und jetzt sieht es schlecht aus. Schade, schade. Mund halten, Cretin! Der letzte Spieltag kommt erst noch. Und wir brauchen Euer Mitleid nicht. Schleswig Holstein hat nicht eine Mannschaft in der Bundesliga und Pauli steigt ab. Kümmert Euch besser um Eure Whiskyversorgung, Fischköpfe!

Lauenburg voraus. Es sieht enttäuschend klein aus. Rechts in einer Senke ein *famila-Markt*, dann das Ortsschild, die erste Kreuzung – Moment! *famila*?!

Ich wende auf der Kreuzung, mein Wagen hat Hamburger Kennzeichen, hier erwartet man von solchen Wagen eh nichts Gutes. *famila*! Gott schütze die Bundeswehr. Hätte ich mein Jahr nicht in Hamburg verbracht, ich wüsste nicht, was *famila* ist. Im Rheinland gibt es das nicht.

Der *famila* ist die Hölle der letzten zweieinhalb Stunden im Kleinen. Dort, wo ein großes, leuchtendes Schild Getränke ankündigt, gibt es keine harten Spirituosen, nur Bier. Ich mag kein Bier. Man soll es noch einmal destillieren, dann ist es Whisky. Apropos – wo ist der Whisky?

Ich irre durch den *famila* und weigere mich zu glauben, dass es hier keinen Schnaps gibt. Irgendwoher muss der Lauenburger doch seinen Küstennebel bekommen. Und dann, endlich in der Nähe der Kassen...

Ich sehe Dimple und Tullamore, die ganzen Blends, sehe die Glenfiddich-Plörre und dann: Glenmorangie. Laphroaig.

Laphroaig.

Ich bin zu müde, um mich zu freuen. Eigentlich will ich ihn gar nicht mehr. Seit sie ihn überall verkaufen, ist die Qualität sowieso nicht mehr dieselbe. Sick Steve meint, ich bilde mir das nur ein, aber ich bin der Islay-Fanatiker von uns beiden. Ich würde mich jederzeit seinem Urteil über Talisker oder Scapa beugen, aber Laphroaig...

Ich nehme die schmucklose, weiß-grau-schwarze Pappdose in die Hand. Sie ist etwas schmutzig, oben am Rand. Sauerei sowas. Sie behandeln den guten Tropfen nicht mal mit dem nötigen Respekt. In der Flasche, die in der Dose verborgen ist, gluckert der Whisky mir zu. Ja, ich freue mich auch, Dich zu treffen. Gesunkene Qualität hin oder her, er ist dem ganzen anderen Zeug in dieser Preisklasse immer noch tausendmal überlegen. Ich nehme ihn mit.

Fast an der Kasse fällt mir ein, dass ich vielleicht nicht nur trinken, sondern auch essen sollte. Das Restaurant im Hotel ist zu teuer. Ich

gehe in die Exoten-Ecke und suche eine Dose Miso-Suppe aus. Krabben, fällt mir ein, wären gut nach der Miso-Suppe. Hausmacher-Sushi für bedürftige Razorbacks. Gute Idee.

Ein letztes Mal narrt mich der *famila*, dann finde ich die Krabben in der „Milch und Butter“-Abteilung. Ich bin jenseits davon, mich zu wundern, ich gehe zur Kasse. Vor mir eine Familie mit zwei randvollen Einkaufswagen. Die Mutter schaut kurz auf, sieht mich an und schnell wieder weg. Ich kann mir denken, warum. Ich bin stark kurzhaarig, zu klein für mein Gewicht, schwarz angezogen und mache vermutlich ein Gesicht, in dem sich meine ganze Vorliebe für diesen Volksstamm ausdrückt, der nur eine Whiskyverkaufsstelle auf zehntausend Quadratkilometern aufweist, Leverkusen bemitleidet und seine Krabben in der Rubrik „Milch und Butter“ versteckt. Wenn ich in ähnlicher Stimmung durch meine Stadt gehe, geben mir zuweilen orientalische Jugendbanden den Weg frei. Was soll's.

Sie schaut wieder auf, ich starre zurück. Dann lächelt sie warm und sagt: „Wollen sie nicht vorgehen?“

Ich brauche einen Moment, bis ich verstanden habe. Dann stammele ich einen Dank, schiebe mich am ersten Einkaufswagen vorbei, sehe sie noch einmal fragend an und werde freundlich weiter gewunken. Ich stelle meine Miso-Suppe, die Krabben und den Whisky aufs Band, lege noch eine stilechte *famila*-Papiertüte hinzu, werde von der Kassiererin freundlich begrüßt, schnell abgefertigt und verabschiedet. Ich verabschiede mich ebenfalls, bedanke mich noch einmal bei der Familie, die schwer damit beschäftigt ist, den Inhalt der beiden Einkaufswagen auf das Band zu laden und verlasse *famila* Lauenburg. Auf der Rückfahrt gluckert mein Laphroaig fröhlich vor sich hin und klickt hin und wieder gegen die Suppendose. Im Radio verliest Tabeah Thomsen mit ihrer schönen Stimme die Nachrichten.

Sagte ich schon, dass ich die Norddeutschen mag?

ELTERN FÜTTERN KIND IN EINEM KLEINEN ITALIENISCHEN RESTAURANT

Sarah Wassermair

Ein Bub, der sitzt am Nachbartisch
und isst, obwohl er gar nicht mag.
Sie füttern ihn mit Tintenfisch,
Sardellen und Bruschetta mit Belag.

Da knurpsen - krrk! - die Hummerzange
da nudeln Gnocchi, schwabbelt Kraut.
Mauseugen, Hamsterwangen –
ein kleiner Mund, der dauernd kaut.

Dann, vom Risotto fast erpampft –
ein neuer Löffel steht schon an,
halb erstickt, erschöpft, verkrampft –
schreit er, so laut er kann.

1918 (RICHTHOFEN)

Norbert Lange

"d. Hunde, d. Deutschen", und oben die Wolken,
darüber die verkaterten Propeller,
das Aerodrome, unten, Baracken ähnlich,
"Den Roten." "Den Deutschen Baron." "Kriegen wir."
da in den Bechern kreist der Alkohol,
mit Reitstiefeln, Gerte, die Lederkappe auf'm
Kopf von „Manfred von“, auf den Kopf,
an die Wand gepinnt, auf ein Photo aus der Zeitung,
drei Mann zielen, einer wirft den Becher drauf,
"Hört mal. D. Deutschen kacken Sägespäne."
Der aus Toronto blättert die Seiten um, man füllt
die Becher nach, ein paar Jahre U-Boot-Krieg,
"Alles Fluten!" man füllt die Becher nach.
Hinter der Flasche, in der man, leicht verzerrt,
die Feldkarte sehen kann, auf der der schwarz-weiß-
photographierte Mann als monochromes
Feldzeichen liegt (d.h. bei Vaux-Sur-Somme),
schleudernd im Wolkenbild und über der Landschaft hier,
"Nur Geschreibsel." fliegt / trudelt, der Wind an einem Schal.
Der da will gehen. "Macht den Schotten dicht!"
Dann "Haltet die Druckerpressen an. Der Rote ist tot."

3

Friederike Linscheid

mir wurde die letzte wolfsdisziplin
schon anfangs unter die haut tätowiert
zum glück, in druckschrift sogar

die erste wurde mir dann
in tagaugen gemalt
ätzende farben, gelbspiegel
aber blaufarben spiralen durch mein deckfell
spielen ohren wie versfüße

die zweite kratzt mir meine pfoten auf
dunkel tanzt gern
ihre 6, nicht gleichseitig
streicht knochenlinien
hab ich noch zähne irgendwie

IRLAND

Hans-Jürgen Hilbig

ich war in dem land von james joyce
und wäre dylan thomas in irland auf die welt gekommen
könnte ich mit recht behaupten
ich war in dem land von james joyce und dylan thomas
ein mann mit ziemlich blöder mütze betrachtete mich
was haben sie fragte ich
sie machen keine gänsefüßchen sagte der ungehobelte kerl
sie spinnen wohl sagte ich
nein ich nicht ich bin ein vernünftiger ire glauben sie mir
er sah mich rührend an
so rührend wie es an manchen tagen ameisen tun
wenn man ihnen das leben erklärt
er sagte
ich hab eine tochter die macht uns einen zwetschgente
wir gingen in ein haus
im ganzen haus stank es nach pflaumen
er rief seine tochter
maltia de es ma zico bitte komm wir haben einen gast
sogleich stand sie vor mir
schön wie ein pfund gemahlener kaffee
sie kochte uns tee und sah lächelnd zu einem bild dass am ofen stand
dass einen mann mit einer frau zeigte
das ist joe
sagte sie
mein schatz
hauchte sie
so einen lustigen kerl hab ich noch nie erlebt
als ich ihm um ein foto bat gab er mir sein hochzeitsfoto
ich wollte etwas zu essen denn ich habe immer hunger wenn ich in
fremden ländern herumstochere
ich wippte mit dem stuhl bis ich zu boden fiel
als ich erwachte lag ich im bett
auf einem schränkchen fand ich eine mundschüssel
eine frau trat ein
ich bin bella la cata sagte sie
ich wunderte mich über ihre hellen augen
doch desto näher sie kam desto dunkler wurden sie
kommen sie doch bitte näher
sagte ich
sie tat es
ich küsste sie
sie küsste mich
in mir flammte liebe auf

wütende eitle liebe
ich bestand auf kerzenlicht
und sie
ich bin ohnehin eine fromme frau
ich lachte
sie auch
wir aßen äpfel
wir stellten uns vor es wäre nacht und die scheune brenne
alle rennen umher und rufen um hilfe
aber wir igeln uns ein und betrachten uns wie man manchmal an den
silbermondtagen autogrammkarten betrachtet
wir essen gurken von einem baum
und trennen uns nur wenn wir die glühbirnen auswechseln müssen

REGELWERK

Sarah Kalinowski

Bevor ich mich nun also hinsetze zu meinem persönlichen DVD-Abend, setze ich folgende Regeln an.

1. Ich werde nicht heulen.
2. Ich werde mir die Chips aus der Küche holen.
3. Ich werde mir nach drei Chips ein Bonbon (ohne Sahne und ohne Zucker) in den Mund stecken, damit ich nicht noch mehr Chips esse.
4. Ich werde mich nicht selbst bemitleiden.
5. Ich werde nicht heulen (doppelt gemoppelt hält besser).
6. Ich werde mir nicht einsam und verlassen vorkommen.
7. Ich werde nicht Orlando Bloom anschmachten, denn er kann mich erstens durch den Fernsehbildschirm nicht sehen und zweitens nimmt er mich ohnehin nicht, weil ich Regel drei bestimmt nicht einhalten werde.
8. Da ich gegen Regel drei schon während des Verfassens dieses Textes verstoßen habe, kann ich sowohl die Regel als auch Orlando vergessen, was aber nicht schlimm ist, weil er mich ohnehin nie kennen lernt, weil er durch den Fernsehbildschirm nichts sieht und ich komischer Weise keine Einladung zur Oscarverleihung bekommen habe.
9. Ich werde trotzdem nicht heulen.
10. Jemand liebt mich.

Wenn ich gegen eine oder mehrere Regeln verstoße, was ich ja schon getan habe, habe ich den ganzen Abend Ausgehverbot, was sich erledigt hat, weil ich ja sowieso keine Verabredung habe.
Das Leben ist schön.

RADFAHRERINNENMINIFLIRT

Barbara Schöber

... ssssssssssssssst ...
surrt die Speiche im Wind
und die Sehnsucht, die flattert
an einer Stange aus Draht.

---- klicke-di-klack ----
springt die Kette geschwind
das Zahnrad hinauf wie
geschmiert – welch ein Tag!

rattttttata taaa -
Nehme jeden Pflasterstein
und keine Schwelle ist heut
für mich zu hoch gebaut.

huuuuuuuuuuuuuuuu...
saust mein Blick zuckerfein
deinem Zwinkern entgegen,
schlüpft dir in deine Haut.

huschhhhhhhhhh
und schon wieder allein
und ich wünschte grad eben
dass sich's am Radweg mal staut.

RESTGELD

Lothar Diehl

Ich laufe, inwendig Fratzen
schneidend, durch diese eingeschlafene
Stadt, in der die Gesichter,
abgewandt, wahllose Wege gehen,

nur selten von Heizluft gestreift
und sanft im Aufzug erhoben.

Beim Einkaufen plötzlich
– die Kassiererin wirft mir
versiert ein spärliches Restgeld
in die zitternde Hand –
überkommt's mich:

Und das ist dein Leben.

JENSEITS VON ALLEM

Herbert Eiter

Ich wünschte, ich könnte euch sagen,
was ich fühle; ich wünschte,
ich könnte ein aufrichtiges Wort
der Verzweiflung mit euch teilen,
doch mir bleiben nur Metaphern,
verschnörkelte, unausgegorene Halbwahrheiten,
Hinhaltungsstrategien und Ausflüchte;
ich wünschte, ich könnte bei euch
so ungezwungen mit meinem Elend hausieren
wie andere. Ich wünschte, ich könnte.

Doch ich bin jenseits von allem,
die Einsamkeit ist inzwischen so tief,
so zersetzend, so allgegenwärtig,
dass mich euer Trost und Mitleid
nicht mehr kümmern, nichts mehr angehen;
ich habe eine Art zynisches Vergnügen
entwickelt, euch schmoren zu lassen,
euch mit betretenem Schweigen
zu quälen, um daraufhin Zeuge
des hilflosen, lächerlichen Schauspiels
zu werden, zu dem ihr Zuflucht sucht.
Nur mein Blick ist noch schlimmer.

Wem soll ich etwas vormachen?
In dem geheimen, verwilderten Garten,
wo meine Neurosen und Ängste wuchern
und die letzten Blumen ersticken,
gibt es einen dunklen, modrigen Brunnen,
und in der kühlen, dämmrigen Tiefe zuckt
eine kleine hässliche Larve. Das ist alles,
was von meiner Liebe noch übrig ist.

Ich richte mich selbst zugrunde,
dabei kann mir niemand helfen.
Dass ein Mensch sein eigener Richter
und sein eigener Henker sein kann,
fähig sich selbst zu verurteilen
und hinzurichten, fähig zu sterben,
zu vergehen und alles in sich
zu zerbrechen und auszulöschen,
um dann aus der Asche, dessen,
was er war, den Menschen

zu erschaffen, der er sein will.
Das ist meine einzig verbliebene Utopie.

Ein warmer, schwarzer Klumpen
zieht sich in meiner Brust zusammen,
ein Ekel, ein Befremden ergreift
von mir Besitz, meine eigenen Hände
kommen mir so falsch und fremd vor,
als wären sie aus Wachs oder aus PVC.
Ich falle hinter mich zurück,
mein Körper ist nur noch ein Segel,
das eine unbekannte Kraft vorwärts treibt.
Wie besinnungslos fliehe ich
durch die Stadt, durch die Nacht,
bis ich wieder bei dem kleinen,
von haushohen Platanen umgebenen Spielplatz
hinter der katholischen Kirche bin,
wo nur der Stecknadelkopf eines
gleichgültigen Sterns durch die Äste äugt.

Und ängstliche Gebete, an deren Wirksamkeit
ich gar nicht glaube, steigen aus meinem
mit einem grünen Pelz aus Schimmel
überzogenen Herzen auf. Es ist wahr,
wir haben dem Leiden Paläste errichtet.
Das ist es, das ist mein Leben.
Ein gleichmäßiger Strom der Hoffnung
und des verleugneten Augenblicks.

NUR SO AM RANDE

Susanne Werth

Hat man mehr Hunger, wenn man im Urlaub ist? Diese Frage stelle ich mir, nachdem mir jedes Jahr die gleiche Sache passiert.

Was essen wir eigentlich so über den Tag verteilt? Ja, Dieter und ich eigentlich ganz normal. Normal ist halt, was Dieter und ich essen. Wichtig ist, dass wir drei Stunden am Stück auch mal nichts essen können. Nehmen wir also an, wir frühstücken um acht und essen um zwölf zu Mittag, was ja bei uns durchaus üblich ist, dann liegen dazwischen sogar ganze *vier* Stunden.

Wie kommt es dann, dass Dieter, wenn wir verreisen, haufenweise Fressalien einpackt, die wir doch normalerweise gar nicht essen würden? Ich sag euch Leute, er macht das aus reiner Panik. Jawohl Panik! Männer geraten schnell in Panik.

Dieter und ich fahren jedes Jahr im Sommer zu seinem Freund Markus an den Bodensee. Nun, von München bis zum Bodensee, fährt man so in etwa drei Stunden, vielleicht auch dreieinhalb. Sind schon mal Menschen innerhalb von dreieinhalb Stunden verhungert? Hat das jemand schon mal mitgekriegt? Aber es könnte – es *könnte* – doch passieren, dass man in einen Zehn-Stunden-Stau kommt und dann nichts zu essen dabei hat. Klar doch, Dieter. Sonst noch was? He, Mann, wir können doch jederzeit irgendwo anhalten und was essen gehen. Was soll das? Nein, Dieter besteht auf acht belegten Brötchen für die einfache Fahrt München - Bodensee. Für jeden vier Brötchen. Dazu noch zwei Tüten Gummibärchen, die wir extra und ausschließlich für diesen Anlass kaufen, genauso wie das Paket Butterkekse und die Packung Müsliriegel, die garantiert kein Mensch isst. Jedenfalls nicht Dieter. Ich erst recht nicht. Mensch, Dieter, wann kriegst Du es endlich in deinen Kopf? Ich esse nie, niemals vier Brötchen am Vormittag. Und ich hasse Gummibärchen, verdammt noch mal!

Kurz nach dem Frühstück, um ungefähr drei Minuten nach neun tritt ein plötzlicher, nie gekannter Hunger im Auto auf. Schon mal erlebt? Urplötzlich knurrt der Magen, als wenn er wüsste, dass genau acht Brötchen, zwei Tüten Gummibärchen, Butterkekse und Müsliriegel nur einen Handgreif entfernt auf dem Rücksitz lauern. Ich opfere mich dann also mit einem Seufzer. Schließlich können wir ja nicht die ganzen Brötchen wegwerfen. Denn so wird es garantiert kommen. Hmmm, Salamibrötchen. Das hatte ich schon lange nicht mehr. Passt nicht zu meiner Trennkost-Diät. Aber jetzt im Urlaub kann man sich ja mal eins gönnen. Wusste gar nicht mehr, wie gut Salamibrötchen

schmecken. Dieter? Auch ein Brötchen? Nein? Okay, ich nehme dann noch eins mit Schinken, wenn ich schon mal meinen Diätplan unterbrochen habe. Mensch, sind die lecker.

Dieter schielt mich von der Seite an. Ich habe den Eindruck, er möchte etwas sagen. „Was?“, frage ich patzig. „Och nix“, sagt Dieter und dreht einen anderen Sender ins Radio.

Meine Linke tastet nach hinten und bekommt eine knisternde Tüte zwischen die Finger. Ich befördere sie nach vorne. Gummibärchen. Mag ich doch gar nicht. Aber bevor wir wieder alles wegwerfen müssen. Ich reiße die Tüte auf und stecke mir missmutig eine Handvoll davon in den Mund. Hm. Sooo schlecht schmecken die ja gar nicht. Ich halte Dieter die Tüte hin, doch der schüttelt nur stumm den Kopf. Ich nehme noch eine Handvoll. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass Dieter mich aus dem Augenwinkel beobachtet. „Was ist?“, frage ich kauend. „Nichts. Gar nichts“, sagt Dieter. Mein prüfender Blick sagt mir, er unterdrückt ein Schmunzeln. Langsam werde ich sauer. Ich meine: Ich esse den ganzen Kram, den er eingepackt hat, nur damit nicht wieder alles weggeworfen werden muss, oder? Ich hasse es, wenn Lebensmittel weggeworfen werden müssen.

Fünf Minuten später fragt Dieter, ob ich ihm einen Kaffee aus der mitgebrachten Thermoskanne einschenken würde. „Klar“, sage ich Müsliriegel kauend und reiche ihm kurz darauf den Becher. „Magst 'nen Butterkeks dazu?“ Ich reiße die Packung auf und halte sie ihm hin. „Gern“, sagt Dieter und nimmt einen. Wenn die Packung schon mal offen ist, genehmige ich mir auch einen. Sie sind gut. Sehr gut. Wow, waren die schon immer so gut? Ich esse noch drei und halte dann die Packung wieder in Richtung Dieter. Der schüttelt den Kopf. „Nein, danke.“ Irgendwie habe ich schon wieder den Eindruck, dass er irgendetwas lustig findet. Ärgerlich esse ich noch einen Butterkeks, während Dieter seinen Kaffee schlürft und gleichzeitig versucht, besonders konzentriert auf die Straße zu schauen.

Langsam wird mir schlecht von den ganzen Süßigkeiten. Ich brauche etwas Herzhaftes. Ich stöbere im Korb hinter mir und finde nach einer Weile das, was ich gesucht habe. Ein Käsebrötchen. Ha! Endlich wieder etwas, dass nicht mit meiner Diät kollidiert. Prüfend hebe ich die beiden Brötchenhälften auseinander und schnuppere am Käse. Ja! Nun brauche ich doch einen Becher Kaffee dazu.

Sag mal – der grinst doch wirklich! „Dieter?“, frage ich warnend. „Jo?“ Er heuchelt Unschuld. Mistkerl!
„Sag mal“, frage ich tückisch, „wann hast du eigentlich vor, die ganzen Fressalien zu essen, die du überflüssigerweise mitgebracht hast?“

Er antwortet nicht. Schaut auffällig konzentriert auf die Straße. Ich esse schweigend mein Käsebrötchen. Männer!

Eine halbe Stunde später fährt Dieter auf einen Rastplatz. „Was'n jetzt los?“, frage ich. „Willst du etwa was zu essen kaufen?“ Ich grinse höhnisch. „Nee“, sagt Dieter. „Nur mal kurz für kleine Jungs.“ Er zieht los. Typisch Mann, dauernd müssen die aufs Klo. Und das dauert vielleicht! Aus lauter Langeweile esse ich noch ein Käsebrötchen und beeile mich, es aufzuessen, bevor Dieter wiederkommt. Nicht, dass der denkt, er könnte nächstes Jahr wieder so viele Brötchen einpacken. Trottel...

Dieter kommt wieder. Wir fahren weiter. Endlich fragt er nach einem Brötchen. Ich gebe ihm eins und nehme mir selbst auch noch eins. Damit er nicht allein essen muss.

Ich versuche natürlich, ihm dadurch das schlechte Gewissen zu nehmen, dass er unzweifelhaft haben muss, bei den ganzen Brötchen, die wir letztendlich wegwerfen werden.

Ich schaue tadelnd zu ihm herüber, er scheint guter Laune zu sein.

Am nächsten Parkplatz muss Dieter anhalten. Ich muss dringend aufs Klo.

Wenn er wenigstens mal zu seinen Fehlern stehen könnte. Aber das tun Männer nie. Nie!

In Gedanken versunken reiße ich die zweite Tüte Gummibärchen auf. Dieter presst die Lippen aufeinander und räuspert sich. Ich merke es nicht. Ich esse Gummibärchen. Die Roten mag ich am liebsten. Ich fange an, nur die Roten rauszusuchen. Bald sind keine Roten mehr da, aber die Grünen sind auch gut. Butterkekse. Wo sind die Butterkekse? Leer? Unmöglich, doch scheint es so... Müsliriegel. Die sind gesund... Keine Brötchen mehr da?

„Maria?... Maria!“ Ungläubig drehe ich den Kopf. Die Beifahrertür steht offen. Dieter reicht mir seine Hand. „He Süße! Wir sind da!“ Benommen schaue ich ihn an. Dann antworte ich: „Ach nee, wär ich nicht drauf gekommen.“ Und erhebe mich etwas unsicher aus meinem Sitz. Dieter packt unser Gepäck aus, und dann kommt auch schon Markus aus dem Haus, ihm tragen zu helfen.

„Ey, alter Freund!“, ruft Markus und klopft Dieter auf die Schulter. Ich greife nach unserem Proviantkorb und dann kommt Sonja, Markus' Freundin, aus dem Haus gestürmt.

Während Dieter noch mit Markus unser Gepäck hineinträgt, frage ich Sonja nach dem Mülleimer, in den ich unsere Proviantreste entsorgen kann. Männer nehmen immer viel zu viel mit! Sonja lächelt verständnisvoll. Klar. Sie kennt das Problem. Genau das gleiche

passiert ihr jedes Mal mit Markus, wenn sie verreisen. Ich lästere ausführlich über die Mengen, die Dieter eingepackt hat und versuche, die leeren Papiertüten so aufzupuschen, dass sie noch voll aussehen. Dann entleere ich sie theatralisch in die Mülltonne hinter dem Haus, tausche wissende Blicke mit Sonja.

Sonja hat gekocht. Es gibt Käsecremesuppe. Danach Schweinefilet im Blätterteigmantel auf Blattspinat und zum Nachtisch eine hausgemachte Mousse au Chocolat.

Ich muss mich hinlegen. Autofahrten vertrage ich nicht so gut. Zum Glück hat Sonja Verständnis.

Dieter bringt mich ins Bett und ich habe den Verdacht, dass er grinsend das Zimmer verlässt. Scheißkerl!

HAUSBESUCH

Friederike Linscheid

bleib ich doppelweltlerin
bleib ich kantenglätter

im neumond hat das haus zu glatte wände
stahlverbrämt für außenaugen
porzellan für mich im endeffekt

beim halbsichelhimmel splittert das
überzieh ich mit gewohnheitsmustern
für außenaugen die abbruchkanten

kreislicht lasert risse mir
in die fensternetzhaut
das nutzen die schwarzbewohner
zu ausflügen sie klettern
die hauswand entlang
scharren krallen
sammelt sich putzstaub in den ecken

muss ich fensterkletterer bleiben
bleib ich doppelweltlerin
denn der mond nimmt hier nicht ab
steht sogar tags verblasst und unverrückt

METAMORPH

Sandra Eberwein

Noch blinzele ich im Licht, die Augen
schärfen sich im Dämmer erst, doch
gestern schon brachen aufs neue
mir Stacheln durch die Haut.

Dein Streicheln übersät mein Kleid
mit roten Perlen, du
kannst davon nicht lassen, auch
wenn Handauflegen nicht mehr heilt

von dieser Unrast, die mich treibt,
durch immer gleiche Fegefeuer, die
äschern alles ein. Am Schluss

bleibt nur ein Häufchen Narben
mir zum Schmuck und für den Weg
ein Aschenbrot.

ETWAS NICHTS

Thomas Zech

Diese Zeilen waren eben noch
tief im Wald die Zweige der um-
stürzenden Kiefer, deren Krachen
außer Niemand niemand vernahm.

Wie die Böe, der Atem, die Worte und jetzt:
eine Matrize für das Gedächtnis, jeder Satz,
der einen Gedanken wie mit dem Netz
einen Schmetterling fängt.
Oder wie im Pinzettengriff eine Fliege
zwischen Zeigefinger und Daumen.

So folgt die Sprache der Hand-
lung, ich lungere mit einer Coke
auf einer Parkbank im Zentrum herum
und verschreibe die Zeilen dem Zweifel,
in Abstraktion
habe ich Nichts zu vermelden,
an dem mir mehr als nichts
gerade noch
und gleich nicht mehr liegt:

TEICHTRAUM

Sarah Wassermair

Du träumst vom Schilfrohrteich,
verschwebst dort nah dem Grund.
Verharrst träg larvengleich,
ein Lidschlag in der Stund.

Ein müdes Karpfenaug schaut
versteckt durch's Algengrün zu dir.
Im mondlichtblassen Wasserkraut
da zittert, schwimmt und treibt Getier.

Du träumst dich selbst bald bleich –
die Tiefe scheint dir stumm und fahl.
Im Grau, im Blau, weit drin im Teich
da schreit und singt ein alter Wal.

NACKTSCHNECKENKUSS

Dina Reis

Sollen wir Freund spielen? fragt er – und das an der Grenze zwischen Nacht und Tag, in der Stunde des Wolfes. Mit Partyresten beklebte Gesichter werden ans Licht gezerrt. Die Nacht haben sie zu Jazz vertanzt, ihre Schritte jetzt nunmehr eine Improvisation auf dem Asphalt. In den Bars wird es hell, Müllsäcke vor den Türen, die Türen geschlossen. Weichgezeichnete Fassaden am Rande der Stadt. In einem Hauseingang dann die Tänzer, sie sehen zwielichtig aus und das gefällt ihnen.

Sie sind zu alt für *Ich muss nach Hause* und nicht groß genug für *Zu dir oder zu mir?*

Sie raucht nachdenklich. Sie kann auch ironisch oder herablassend rauchen, versteht es, sich ganz und gar in eine Zigarette zu packen. Sie weiß, dass sie schön ist beim Rauchen und raucht nie allein.

Ihre Lippen sind zerküsst, Spuren anderer Hauseingänge.

Vielleicht merkt er mir das an, so wie Wölfe läufige Wölfinnen riechen.

Rauch und Schweiß machen den Hauseingang enger. Da fragt er noch einmal, und sie hat keine Zigaretten mehr.

Ausgerechnet jetzt, am Rand, und diese Frage im Hauseingang, man muss doch die Grenzen kennen, Tag und Nacht nicht verwechseln, denkt sie und sagt: *Die Art, wie du fragst, ich mag das nicht.*

Ihre Finger spielen mit dem Feuerzeug, sie verbrennt sich, lächelt gelangweilt und wendet das Gesicht ab. Er verfehlt ihre Lippen und küsst stattdessen das Ohr, versucht daran zu knabbern. Darüber hinaus: das Klirren seiner Zähne auf ihrem Ohrring.

Vor dem Hauseingang verliert sich die Nacht. Zwiespälte sind nicht erwünscht zu dieser Zeit, schnelle Entscheidungen von Vorteil. Verpasste Chancen lächeln um jede Straßenecke. In einem Hauseingang sind zerküsst Lippen kein Störfaktor, solange der Hauseingang selbst keiner ist. Mit heruntergelassener Jeans und der Wand im Rücken stemmt sie die Arme gegen seine Brust. *Das hält ja kein Mensch aus*, sagt sie laut, ihre Stimme prallt an den Wänden ab. Es ist lächerlich, in der Stunde des Wolfes den Mond anzuheulen.

Du hast mich angetanzt, nicht umgekehrt, sagt er.

Zieh die Nacht nicht in den Tag hinein. Ihre Stimme verdünnt sich: *So weit kann es doch nicht kommen, nur weil wir nicht wissen, wohin bis es hell wird.*

Zerredest du das Ficken immer so? fragt er.

Heutzutage sagt doch keiner mehr Nein. Gähnen macht nicht wacher und Weinen nicht glücklicher.

Halt die Fresse.

Rede nicht so mit mir. Du bist irgendwer.

Und du sonderbar.

In Hauseingängen trifft man immer nur auf besondere. Das muss wohl so sein, sagt sie leise. Es kommt mir alles zu verwegen vor, will sie hinzufügen, aber er hört nicht, und sie sehnt sich nach Zigaretten, weil Rauch eine Wand im Rücken erträglicher macht.

Er muss verstehen, was im Dunkeln begonnen wurde, hat bei Tag keine Chance. Hässlich wird es. Ich trage doch kein Zu-verkaufen-Schild. Hauseingänge können unmöglich gesund sein. Sie dreht sich um, ihr Gesicht berührt die Wand, sie flüstert: *Hör auf, meine Lippen zu zerküssen.*

Was?

Ich sage, hör auf, meine Lippen zu zerküssen. Es wird gleich hell. Die Schlampen sind müde.

Morgenlicht fällt in den Hauseingang und sie ziehen sich an, hören in der Ferne ein Flugzeug landen. Wahrscheinlich landen die ganze Zeit Flugzeuge – Nachtschleicher wie wir, wen interessiert das schon?

Geh jetzt.

Er schreibt seine Nummer auf. Sie wirft den Zettel in die nach Pisse stinkende Ecke. Die Tänzer treten hinaus auf die Straße und er kauft Zigaretten für sie.

Ich nehme dich mit nach Schweden, sagt er, dort ist die Luft anders.

Sie sieht ihn nicht an.

Auch dort lauern Hauseingänge, sagt sie schließlich und rennt davon.

FENRIS

Norbert Lange

Ist der Fenris-Wolf, Liebe,
der uns von vor dem Fenster,
vor dem Fenster zuruft, er,
die Stimme eines Diebes,

hat den Weg verloren und
reißt in unsre Ruhe ein.
Dem sind die Stunden so roh.
Es ist nur ein dummer Hund,

der keine Hand hat, die ihn
füttert, nichts, das ihn streichelt,
ist von uns durch Glas getrennt.
Keine Bange, hör nicht hin.

Das ist ein Säufegrölen
und nicht mehr. Das kommt von Autos,
siehst du nicht das Licht, da wo
die Jalousie leicht offen ist?

Lass dich nicht stören davon.
Press den Kopf an meinen Rücken,
lass uns etwas schlafen, komm.
Und leg den Arm um meinen Bauch.

SCHWINDEL

Barbara Schöber

Drehe dich, Gedanke,
dreh dich fort, Spirale,
auf Nordhemisphäre
immer enger nach rechts.

Flimmern versag ich mir
die Zündung ebenso
ich zieh den Stecker raus
eh die Sicherung springt.

Atem komm, Atem geh
nimm dir die Lunge nur
mein Nacken spielt von selbst
auf meiner Stirn Klavier.

BEFREIT!

Fitnat Ahrens

Ein Gänseblümchen wollte zeigen, dass es nicht nur ein Unkraut ist.

Du hast es niedergemäht!

Ein Käfer wollte zeigen, dass er nicht nur ein Ungeziefer ist.

Du hast ihn zerdätscht!

Nun bist du von deiner Last befreit.

Befreit! Befreit! Befreit!

Alle Fenster hast du selbst geöffnet

Jetzt kannst du nun fliegen!

Aber was sehe ich denn da? Du sitzt auf deinem Thron,
Rechts neben dir hast du die Klinke,
Links neben dir hast du den Tatscher,
Auf welche Gänseblümchen wartest du noch? Auf welchen Käfer?

Nun,

Deine Leichen haben ihre Wiedergeburt erhalten, aber in deinem
Garten herrscht jetzt eine Totenstille.

Gelbe Bäume rufen das Unheil in deine Ohren.

Befreit! Befreit! Befreit!

Die Tore deines Schicksals hast du selbst geöffnet.

Jetzt kannst du nun gehen!

SPLITTER

Annette Haug

1

Höllenzauber fegt durch die Gassen. Das Furunkel glänzt. Die Klinik sagte, man solle mit dem Rauchen aufhören. Dann könnten Tabletten helfen. Aber man weigert sich partout, die Zigaretten in die Ecke zu schleudern. Betaisadona für die Übergangszeit. Das hilft zu desinfizieren. Vielleicht ist es auch nicht das Rauchen, sondern der Schwarztee mit dem Süßstoff.

2

Wie garstig, um fünf Uhr morgens aufzuwachen. Man schaut in das Dunkelnichts und ist beschäftigungslos. Das einzige, was hilft, ist Debussy hören und das Klappern auf der Tastatur. Man fischt sich ein paar Worte aus dem Netz und legt los. Dabei sind die Hände noch wie frischer Klebstoff von der Übernächtigung. Überhaupt hat man das Gefühl, in einem Vakuum unter einer Klebstoffhaube zu sitzen.

3

Im Traum verwandelt man sich größenwahnsinnig geworden in einen Bestsellerautor und glaubt das dann auch noch, wenn man aufwacht. Der Kopf schwebt drei Meter über dem Körper. Die Sinne sind wie angespitzt. In den Adern pulsiert das Blut und man steht auf einem Plateau mit Blick in das Tal. Winzige Menschlein und Spielzeugautos wuseln dort unten. Das ist dann die Maniemaschine.

4

Plumps, der Vogel ist von der Stange gefallen. Er hat ganz eiterige Augen, das Gefieder ist gerupft. Sicherlich hätte er sich einen siamesischen Zwilling gewünscht, der jetzt noch auf der Stange sitzen könnte, aber es ist aus. Die Raubkatze wartet schon unter dem Käfig, um ihn in ihre Krallen zu nehmen. Ihre Tatzen zeigen nach oben, während sie schnurrt. Das lässt das Blut in den Adern gefrieren. Vielleicht sollte man jetzt böse werden?

5

Die Gedanken weiten sich zu wabernden Flächen aus. Die Semiotik steht Kopf. Signifikat und Signifikant werden verwechselt. Das wird dann Paranoia genannt. Ein Mantel wird nicht mehr als Mantel gesehen, sondern nur noch seine Bedeutung, der Schutz. Der Paranoiker hat sein eigenes System. Er nimmt sich ein Wörterbuch der Symbolik und bastelt sich seine Geheimsprache. Die Eule beispielsweise wird Sinnbild für den Tod. Sie ist ein Leichenhuhn.

6

Die letzten Schatten der Nacht wachen noch. Ein paar Wintervögel zwitschern. Im Winter fangen sie erst um halb acht an, im Sommer um vier Uhr. Die Winterzeit ist beruhigender. Im Sommer werden die Gedanken zu früh aufgescheucht. Wieder prallen die Gegensätze aneinander. Es steigt der Skorpion mit seinem giftigen Stachel empor. Die andere Hälfte ist nicht da, also wird man sprachlos.

7

Wenn das Hochgefühl immer seltener erscheint, malt man sich Sprachgitter und füllt das Dazwischen der Stäbe mit Worten aus. Die Maschen des Netzes zieht man enger und enger, solange bis keine Luft über und einem nichts mehr in den Sinn kommt. Manchmal jedoch quellen noch einige Worte wie Eiter heraus, aber jene sind dann nur aus der Not herausgeschrien, da das Hochgefühl entbehrt wird.

8

Krawumm – die Glühbirne ist geplatzt. Ein Sekret fließt aus dem Furunkel. Der Täter: die Abszessalbe. Der Leidende ist der Körper. Er möchte nicht unters Messer. Es kommt der Wunsch nach dem organlosen Körper auf. Man wird ganz fickrig, da man den Ausschalter nicht findet. Die Gedanken pulsieren und reihen Assoziationsketten. Wie Tarzan hangelt man sich von Liane zu Liane. Nur hier von Wort zu Wort. Das Rhizom frisst sich wie ein Wurm in den Apfel.

9

Die Gedärme rumoren. Man hockt ständig auf dem Klo. Kommt unten zu viel heraus, muss man oben wieder nachfüttern. Das ist die Verdauungs-Manie-Maschine. Es kommt der Wunsch auf, die Löcher zuzustopfen, da man gar nicht hinterherkommt mit Wasser und Brot. Die Augen flattern von dem Energieverlust. Die Hände zittern, da der Geist aufgerieben. Die Zehen frieren, trotz Heizung auf Hochtouren, durch den Wärmeverlust des Körpers. Das Gesicht wird spitz wie ein Vogelschnabel. Dabei gefällt man sich aber auch noch in der Rolle des dahinscheidenden Wesens.

10

Der Vogel wird entsorgt in eine Alditüte und dann auf den Müll getragen. Die herumliegenden Federn werden einzeln aufgelesen, um damit den Kaktus zu schmücken. Die Katze bekommt aus der Zoohandlung einen Plastikvogel zum Spielen. Leider will sie von dem Plastikgenossen nichts wissen. Er liegt wie tot in einer Ecke. Die Katze schnurrt am Bein. Also muss wohl ein neuer Vogel her. Ein Pfau ist zu groß. Ein Papagei plappert zu viel. Ein Huhn macht Dreck. Für eine Ente reicht die Badwanne nicht aus. Ein Pinguin braucht Eis.

Also, was bleibt? Ein Wellensittich. Das Kind und die Katze hüpfen nun begeistert um den neuen Vogel herum.

11

Das Kind lenkt ab. Es stoppt den Schreibfluss und führt einen in die Realität. Die Assoziationskette wird unterbrochen. Das Kind ist ein Ausschalter. Es drückt einen auf den Boden, wenn man fliegen will. Schade für den Flug. Er wäre so schön gewesen! Aber wir sollten dem Kind dankbar sein. Schließlich kann man wenigstens für ein paar Stunden so tun, als ob man alle Tassen im Schrank hätte.

12

Die andere Hälfte ist krank. Ihr wurde der Schleimbeutel entnommen nach einer Entzündung. Schleimbeutel und Furunkel knallen nun am Firmament zusammen und fliehen in eine neue Ordnung. Man schwelgt miteinander über russischen Eiern und "Der alte Mann und das Meer". Als der Schwertfisch auf die Meeresoberfläche prallt, gibt es einen spitzen Kuss auf den Mund. Als die Haie sich an dem Gerippe des Schwertfisches genüsslich verzehren, ist man auch schon im Schleimbeutel-Furunkel-Himmel.

13

Pizzaro-Förster. 3:1. Erster Bundesliga-Gegentreffer. Das Kind schaut Fußball. Man mag das nicht, wenn man nicht selber zuschaut. Es nervt im Kostüm. Nicht nur Franz Beckenbauer freut sich über dieses tolle Fußballspiel. Auf dem Fußballplatz hat man die Normale gemimt und hat mit den Fußballeltern Glühwein und Espresso getrunken. Vielleicht ist man doch noch nicht so durchgeknallt. Die Oberfläche genießen. Ein Abtauchen in den Höhenrausch ist verführerisch. Wobei, als das Kind dreimal nach der Uhrzeit fragte, wurde es angeschnauzt. Das hinterhergeschossene Lob klang gar nicht echt.

14

Der Globus wird angeknipst. Der Wellensittich kreischt. Er will raus aus seinem Käfig. Zur Strafe, dass er so schreit, bleibt er in seinem Gefängnis. Aber da öffnet das Kind die Käfigtür. Der Wellensittich fliegt hinaus, setzt sich auf die Schulter und pickt ins Ohrläppchen. Garstiges Vieh. Man sollte ihm den Hals herumdrehen! Der Vogel wird verjagt. Vor Angst schießt er das ganze Wohnzimmer voll. Ein Meer von schwarz-weißen Punkten auf dem rubinroten Teppich.

15

Die andere Hälfte stinkt nach Krankenhaus. Ungewaschen, unrasiert im Bademantel sitzt sie im Wohnzimmer und schaut Sportstudio. Man hofft, der Schleimbeutel wachse bald nach. Das Furunkel zwickt beim Sitzen. Könnte das Hochgefühl seine Ursache in dem Furunkel haben? Vielleicht sollte man eine blinde Eule konsultieren. Das Auto fährt im

Kreis. Es gibt keine Parkplätze. Man riskiert einen Strafzettel. Er könnte eine Krücke zur Ordnung des Hirns sein.

16

Die Eiterbeulenromantik kostet eine Nacht Schlaf. Die Wirklichkeit am nächsten Tag verzerrt sich wie der Mund eines schreienden Kindes. Die Stunden stocken zäh gleich einer gallertartigen Masse. Welch quälendes Kaugummi-Leben! Fast wünscht man sich den Tod, um dieser Eintönigkeit Einhalt zu gebieten. Zählt man doch die Stunden bis es endlich wieder Nacht wird. Die einzige Hoffnung wieder Schlaf zu bekommen.

17

Das Kind wurde entführt. Es sitzt mit zehn anderen Kindern im Bus. Man schnappt es heraus aus der schnatternden Horde und trägt es weg. Später stellt sich heraus, die Kidnapper waren die Kripo. Die Kinder wurden schein-entführt, um sie zu retten. Wohin jetzt mit dem nicht geretteten Kind? Man hat Schuldgefühle und Peinlichkeiten drängen sich zu Türmen auf. Welch grässlicher Traum! Das Kind ist Symbol für Kreativität im Traum. Oh je, die Kreativität ist versunken im Sargloch.

18

Einst wurde der Lack entfernt. Übrig blieb diese rauhe rissige Oberfläche. Weiße kamen und haben versucht neu zu lackieren. Sie wandten Ewigkeiten darauf, die Fläche wieder zu verschließen. Aber da tropfte ständig diese Harzwunde. Gleich Eiter quoll das weiße Blut in den Rissen. Bis es ein Weißer schaffte, die klaffende Öffnung einzuebnen, aber die Kratzer im Lack bleiben. Bis heute.

19

Tabakkrümel fallen beim Drehen der Zigarette auf die Brokatdecke. Der Vogel pickt die Krümel auf. Sie hängen jetzt an seinem Schnabel. Er sieht aus wie ein Opi. Er rettet die Krümel in seinen Käfig. Dort verstaut er sie zwischen seinem Futter. Der Rauch der Zigarette hängt im Zimmer. Der Vogel verdreht die Augen, so auch das Kind. Die Champions-League ist zu Ende. Man könnte ewig auf dem Sofa liegen und Zigaretten rauchen.

20

Wie misst man einen Kreis? Die Rollläden beim Arzt waren geschlossen. Heute sind wir im Urlaub. Dabei wurde ein Termin vereinbart. Über mehrere Kreisverkehre wurde das Auto frustriert nach Hause gelenkt. Das Furunkel juckte. Die Beule wird immer größer. Rund, rot, angeschwollen. Man braucht ein Geodreieck.

21

Wenn Liebe Entpersonalisierung ist, dann muss man sich vor der anderen Hälfte solange schälen bis nichts mehr übrig bleibt. Das ist, als ob jemand versucht, eine kleine Kartoffel zu schälen und es nicht vermag, da er die Schale so dick abschneidet, so dass vom Inneren der Frucht nichts übrig bleibt. Über die Kartoffel gibt es keinen Eintrag im Wörterbuch der Symbolik. Das ist dann die Entpersonalisierung der Kartoffel. Auch die Liebe hat keinen Eintrag.

22

Wenn die Schlange in das Kloloch kriecht, so kann das doch nur den Wunsch nach einer sexuellen Vereinigung bedeuten. Die Schlange hier vergrößerter Phallus, das Kloloch ein Gefäß, Symbol für den Uterus. Die andere Hälfte ist nicht da. Vielleicht sollte man onanieren? Aber da ist noch das Furunkel. In Abszesszeiten ist von sexueller Betätigung abzusehen. Also raucht man Zigaretten. Die Eiterblase sitzt im Kopf.

23

Die Löcher müssen gestopft werden, nicht mit Garn. Oh nein. Ein Einverleiben von Schlangen, Vibratoren, Flaschenhälsen, Bananen, Einläufen, Alkoholika, Kaffee, Tee und Zigaretten beruhigt die Gehirnwindungen. Die Aufnahme von Nahrung weniger. Auch hier und da zu sprechen oder laut aufzuschreien, könnte helfen. Das Kind auch, aber es ist bei seiner Mapali (Mama-Papa-Lisa). Musik: seichte Klänge aus dem Radio. Die Katze liegt unter dem Vogelkäfig und schnurrt. Der Vogel flattert aufgeregt zwischen den Gitterstäben.

24

Draußen sind 6 Grad. Trüb. Bäume kahl. Das Laub liegt im Auto. Glühwein trinken aus Langeweile. Alkohol desinfiziert. Ein Blättern in den Wellen. Ganz schaumige Kronen. Die Angst vor den Naturgewalten bleibt. Vor allem vor Haifischen. Gott sei Dank, heute kein Sturm. Alles ruhig. Ein Blättern in den Tausend Plateaus. Die Deterritorialisierungsströme reißen einen fort. Ertrinken in einem Sog von Rotwein und Sperma. Fortgespült, weggewaschen an das andere Ufer. Kein Eintrag für Ufer gefunden. Das Wörterbuch ist Scheiße. Man sollte das Etymologische zur Hand nehmen. Auch hier keine Bedeutung.

25

Die andere Hälfte könnte kotzen. 10mal erzählt sie das gleiche. Drei Schnäpse hat sie schon in sich hineingeleert. Dabei hat sie das Würstchen auf dem Weihnachtsmarkt nicht einmal ganz aufgegessen. Die Wurst war fettig, der Senf schlecht, das Brötchen alt. Da kommen vorweihnachtliche Gefühle auf! Also heute nix mit Romantik. Man hängt über der Kloschüssel, während der Schleimbeutel wächst.

26

Über Nacht schwillt das Furunkel an, wird hart und rot. Die Ärztin will es nicht aufschneiden. Da käme nur Blut. Entweder warten bis es sich eitrig zusammenzieht oder es bildet sich zurück. Sie verschreibt ein lokales Antibiotikum und Kamillesitzbäder. Vor allem Menschen mit Diabetes bekommen Furunkel. Ist Schizophrenie nicht das gleiche wie eine Zuckerkrankheit? Bei beiden funktioniert der Stoffwechsel nicht. Man muss die Eule fragen. Bald ist sie dran. Eine Überweisung hat man schon. Ansonsten schlechtes Sitzen.

27

Die Katze leckt sich im Genitalbereich. Sie hat keine entzündlichen Stellen. Manchmal steht man auf und geht im Zimmer auf und ab, um dem Stuhl zu entweichen. Dazwischen die Kamillebäder. Sie lindern, auch wenn es keine Bäder sind, sondern nur ein in Kamille getränkter Waschlappen. Wer besitzt schon ein Sitzbad? Die im Süden vielleicht. Man kennt das auch in Hotels. Leider ist man hier weder im Süden, noch in einem Hotel. Die andere Hälfte meldet sich nicht.

28

Das Kind mit Papa auf dem Weihnachtsmarkt. Ihm wurde eingeschärft, keine Wurst zu essen. Einsam schreibt man vor sich hin und schaut auf seine Engelsammlung. Hin und wieder der Hörer in der Hand: der Gesprächspartner ist nicht erreichbar. Doch plötzlich klingelt es. Die andere Hälfte. Heute Abend gibt es Sushi. Besser als jede Weihnachtsmarktwurst. Man ist zufrieden trotz der Schmerzen, obwohl man sich am liebsten mit einem Kakao ins Bett legen würde. Der Vogel ist heute ruhig. Meldet sich kaum. Er spürt das Karma. Man könnte davon ausgehen.

29

Die Wärme des Waschlappens in Kamille getränkt bringt Linderung. Das Messer vermeiden. Wer lässt sich schon gern das Gehirn aufmetzeln? Ein kleiner Drache hüpfte auf einer grünen Wiese herum. Man sollte ihn fangen, aber er bleibt unerreich. Tierträume gehen auf das Archaische zurück. Vielleicht wäre eine blinde Eule mit Couch hilfreich? Aber man weiß, man darf es nicht. Der Kopf ist krank. Das Messer steckt im Kopf. Jetzt müde. Mit einem Kakao ins Bett. Der kleine Drache bleibt. Er ist die Dunstglocke für die Nachtruhe.

30

Die andere Hälfte verabschiedet sich mit dem Messer in der Hand. Das Blut stockt. Entfernte Klänge an einen Neuroleptikatraum. Dabei ist es nur das Sushi-Messer. Morgen wird es noch mehr finnischen Lachs geben. Sogar die Japaner importieren ihn. Lachs mit klebrigem Reis. Der Magen hüpfte. Wahrscheinlich eher wegen dem Messer. Die Unterhose ist weg. Der Gummi störte. Das Furunkel kann jetzt frei fluktuieren in seiner Kamille-Ekstase.

31

Kontinente reiben aneinander. Das Furunkel ist betäubt mit Alkohol. Dazu Gemüse und Salat. Die Katze hat die Haargummis unter dem Sofa gesammelt. Jetzt gähnt sie in der Ecke. Das Kind wie immer vor dem Fernseher. Schreiben und Lesen liegt ihm fern. Dafür wird es ein Mathematikgenie. Gedanken an das Knie-Gedicht von Anne Sexton, aber vielleicht ist das jetzt zu kompliziert.

32

Die andere Hälfte wollte nicht zur Notaufnahme fahren. Taxi war zu teuer, also selber gefahren. Weitere 10 Euros abgedrückt. Das macht jetzt schon 20 Euro. So ein Furunkel ist eben teuer. Die Verbände, die Salben noch oben drauf gerechnet. Der Notfallarzt, ein alter Herr mit weißem Haar, wollte nicht schneiden. Der Eiter fehlt. Nun gut, das Ding ist knallrot angeschwollen und hat sich vergrößert. Könnte das jetzt endlich mal jemand wegschneiden? Der ältere Herr hat die Diagnose Follikulitis gestellt. Dafür gab's dann auch noch ein paar größere Heftpflaster. Umsonst! Er meinte Eispackungen könnten jetzt helfen. Was jetzt eigentlich? Kamille oder Eis. Die Ärzte sind sich ja nie einig.

33

Die Küche der anderen Hälfte ist das Zentrum. Dort kann man an der Balkontür stehen und rauchen. Der Gasofen blubbert und sendet seine Wärme aus. Ein dicker Verband jetzt. Das Ding muss chirurgisch mit Vollnarkose herausgeschnitten werden. In der Schenkelbeuge ist es warm und feucht. Dort setzen sich die Bakterien fest. Dass die Eiterbeule im Gehirn sitzt, hat immer noch niemand verstanden. Der Arzt wusste noch nicht einmal, was eine Psychose ist. Er hat keine Ahnung von Solian und Diabetes. Das Einschlafen der Hände und Arme ist ein Anzeichen für die Diabetes. Man sollte eine Blutuntersuchung festlegen. Die Schokolade aus dem hässlichen LKW-Weihnachtskalender nicht zu klauen, bringt Genugtuung. Die andere Hälfte hört "I can't get no satisfaction".

34

Man igelt sich ein auf seinem Furunkelplanet. Traut sich kaum noch aus dem Haus. Gerade zum Chinesen reicht's noch. Dort ist es leer. Einziger Gast. Hat den Chinesen um die Ecke jetzt auch schon die Wirtschaftsflaute erreicht? Es gibt Rindfleisch scharf mit Zwiebeln. Gott sei Dank, heut keine Kinder, die wie Aasgeier über das Essen herfallen.

35

Geist und Körper sind eins. Man sieht wieder klar. Die Symbole sind verschwunden. Das Furunkel juckt und heilt. Es ist nicht mehr rot und wird langsam weich. Rivanol heißt das Wundermedikament. Manche Ärzte sehen doch noch klar. Das heißt: keine OP. Für Diabetes zu wenig Symptome. Vogel und Katze schlummern tief und friedlich vor sich hin. Das Kind ist wieder da und macht Spaß. Man hofft, auf lange Zeit wird kein Erdbeben mehr kommen.

E N D E !

VORSICHT, LEICHT ENTZÜNDLICH

Friederike Linscheid

*„eigentlich kann man mich
niemandem mehr antun“*

sie lügen wenn sie sagen
pandora trug die büchse
in der hand

in wirklichkeit hatte sie
schraubverschlüsse an den schläfen

ihre haare fielen darüber, schwarz
über die schultern und brüste

sie lügen wenn sie sagen
sie ist neugierig gewesen
unbezähmt

in wirklichkeit haben sie
ihr die haare zurückgestrichen
war ja ein schönes mädchen
das seidenkleid, ganz weich und dünn

sie haben ihr nicht in die augen geschaut
sonst hätten sie gesehen
das herdf Feuer spiegelt darin
und im umdrehen vielleicht bemerkt
im herd ist es erloschen

sie hätten ihr nachts die krone
nicht abnehmen sollen
die mit edelsteinen
in das gewinde griff

bestimmt
sie sah zuviel zu boden
aber niemand will
zurückgegeben werden
sie wollte nicht erschrecken

*„und manchmal wenn ich müde bin
den kopf in die hände gelegt
dann fühl ich die knochen als gerieften stahl“*

IM STRAßENCAFE WARTEN, DASS WAS PASSIERT

Thomas Zech

Am Abend trägt die Sonne ein Kleid aus Orange
und wirft ihre Schleppe über die Skyline der Stadt.
Ich seh das, warte, trink einen Café Melange,
die Farben verschwimmen, verglimmen, ich fühle mich matt.

Worauf ich noch warte? Weiß nicht, ein anderes Rot?
Bereits als Schreihals versagte ich, ging's ums Entscheiden,
am Süßwarenstand benahm ich mich wie ein Idiot,
denn unentschieden entschied ich, entschieden zu leiden.

Gewohnt zu verschwinden, die Sonne funkt ihr Goodbye
in Wellen, vom Wind in das Blinzeln der Frauen getragen.
Was bringt mir die Nacht? Keine Ahnung, sei's wie es sei,
ich warte und treff die Entscheidung, erneut zu versagen.

WAS ZUR ANGEBLICHEN GEMÜTLICHKEIT IM ADVENT GESAGT WURDE

Sarah Wassermair

Hab einen Film ausgeborgt,
einen Thriller, ganz grauslig.
Hab zur Mama gesagt:
Schaust mit?
Mama hat gesagt:
Ich schau mit.
Hab zum Papa gesagt:
Schaust mit?
Papa hat gesagt:
Ich schau mit.
Hab zur Lena gesagt:
Schaust mit?
Lena hat gesagt:
Ich schau mit.

War Abend, hab den Film rausgeholt
und mich gefreut auf das Fürchten.
Hat Mama gesagt:
Kann net schaun, muss mit Jo lernen.
Hab ich gesagt:
Meine Mutter, meine Mutter,
warum hast du mich verlassen?
Hat Papa gesagt:
Ich geh in die Sauna.
Hab ich gesagt:
Du sitzt lieber
mit ein paar verschrumpelten
Männern in einem heißen Kammerl
als mit der Familie auf der Couch?
Hat die Lena gesagt:
Hab Vanillekipferlteig gemacht,
kann nicht schaun.
Hab ich gesagt:
Aber morgen lässt mich kosten!
Hat Lena gesagt,
morgen lässt sie mich kosten.

Bin ich vor dem Fernseher gesessen,
ganz allein, schnief, schluchz,
mit Tee und Wärmflasche.
Nur die Katze war bei mir.

Hab ich gesagt:
Katze, wenigstens du bist treu.
Da ist die Katze gegangen.

Der Mann im Film ist im Schneegestöber gesessen
und hat gesagt:
Alle haben mich verlassen.
Hab ich mein Teehäferl gehoben und gesagt:
Prost, Alter, da trinken wir drauf!

DER LYRIKER (1)

Hans-Jürgen Hilbig

sehnsucht umkreist mich wie ein billiges schiff
wie ein fahnenkreis
wie luft die unüberwindlich
in der dämmerung hin und her tritt
weiße segel
notdürftig vernagelt
schmetterlinge umkreisen das lied
das nie gesungene
sehnsucht umkreist mich wie ein schwankendes schiff
wie leuchtmatratzen
wie luft oder schaumschläger
die dämmerung in den spiegel tragen
wacklige metaphern ziehen ein
das ist gut
das ist gut
du bist der beste
aber nichts bleibt davon übrig
die worte sammeln sich und fordern eine einstweilige verfügung
sie möchten nicht dass man sie hineinträgt wie ein schönwort
pinien fallen um
kreischende äste
der ganze wald fällt in ohnmacht
notdürftig vernagelt
die dämmerung die nicht aufhört in den spiegel zu schauen
flocken von abgekauten metaphern
gierig hineingeklemmt ins gedicht
pfeifen tanzen nach dieser nase
sie spähen ihn aus
sie sind verrückt nach seinem gehabe
das schönwort umzingelt es
belegt die kreide mit süßstoff
aber kreide muss doch bitter schmecken

PRAG

Madeleine Ott

der Tourist kuschelt in der Metro
widerwillig bricht er das Englisch
keucht erst rauf auf den Eiffelturm
- dann rutscht er wieder runter
zum Abschluss noch für 5 Minuten in die „strahovská knihovna“
ach, wie gern wär er noch hier geblieben

wäre das Essen nur nicht so schlecht gewesen ...

WARUM SILENTIUM BESUCHE BEI DER GROBMUTTER EHER TRAGISCH FINDET

Sarah Wassermair

Dummheit.

Das heißt nicht: jemand macht einen Fehler.

Das heißt: jemand macht denselben Fehler jedes Jahr.

„Schade, dass du nicht mit nach Vorarlberg willst“, sagte die Frau Mama.

„Geliebte Mutter“, sagte ich, „das liegt an meinem ausgesprochenen Widerwillen gegen unsägliches Leiden.“

Wir sitzen uns am Küchentisch gegenüber. Ich habe ein Vokabelheft vor mir liegen, sie eine Abrechnung. Mütterchen hat aber keinen Kugelschreiber oder Taschenrechner dabei, ergo dient ihr der Wisch nur als Vorwand zum Küchentischsitzen.

Das Urlaubsüberredungsspiel geht in die letzte Runde:

„Wer, bitte, leidet in Vorarlberg?“

„Meine kindliche Psyche.“

„Nenn mir eine Gelegenheit.“

Ich zähle an den Fingern auf: „Du willst im Bad nach deiner Zahnbürste greifen und hast Ahnas Gebiss in der Hand. Du nimmst eine beliebige Tasse aus dem Schrank und am Boden klebt etwas Undefinierbares, von dem du nur hoffen kannst, dass es Kräuter sind. In der Nacht dreht Tante Hilda oben den Fernseher noch lauter als ohnehin schon, die Wände leiten gut. Spätestens um halb eins stehst du auf, um die Hauptsicherung zu suchen, die du aber nicht findest, weil du im Dunkeln auf einem dieser Teppichflecken ausrutscht, die Ahna sporadisch über ihren teuren Teppich verteilt hat, um ihn vor dem Getretenwerden zu bewahren. Vorm Gesehenwerden auch. Du streckst die Hand aus, um nicht im Glaskasten mit den verstaubten Totenbildern zu landen und irgendwas sticht dich. Das ist die Dornenkrone von einem der zwanzig Jesuse, die herumhängen. Du springst zurück, stolperst über den Heizstrahler und ...“

„Sarah“, sagt sie mit der Art Geduld, die nach ungeduldig klingt. „Es zwingt dich keiner mitzukommen. Es ist halt nur schade ...“

„Was?“

Dann erwähnte sie die Bregenzer Festspiele. Sie ließ das Wort „Musical“ fallen. Der Satz „Es gibt noch Karten.“ schwebte von ihrem Engelsmund zu meinem verräterischen, korrupten Ohr.

Mater venit, vidit, vicit.

Dass meine Großmutter sich ein Haus mit ihrer Schwester Hilda teilt, ist der größte Witz in der Geschichte der Geschwisterbeziehungen. Dass Ahna sich neben der bettlägerigen Hilda auch um deren fünfzehn

altersschwache Hühner kümmert, ist nicht einmal ein Witz. Hilda hat die Viecher seit einem Jahr nicht gesehen, weil sie das Bett nicht verlassen kann. Aber sie lässt sich täglich die Eier zeigen.

Meine Brüder, Cousinchen Lena und ich vertreiben uns während der Autofahrt die Zeit damit, Mordpläne zu entwickeln. Für die Hühner natürlich.

„Ich könnte mich als Fuchs verkleiden“, schlägt Michi vor.

„Und ihnen den Hals durchbeißen?“, fragt Lena. „Zu alt, zu zäh. Genau so gut kannst du auf einem Gummiknochen herumkauen. Ich bin für Rattengift im Futter.“

„Während der Aufklärung“, sagt Jo versonnen, „gab es da dieses Experiment. Man setzt ein Huhn auf einen Haufen Getreide. Es frisst, bis es genug hat. Man setzt ein zweites Huhn dazu und Huhn Nummer eins fängt aus Futterneid wieder zu fressen an, bis es herunterfällt. Wir könnten alle Hühner auf einen großen Getreidehaufen...“

„Wir könnten dich auf die Hühner setzen.“

Jo setzt sich allerdings nicht auf eine Henne, sondern ich trete fast auf eine Maus.

„Die Katze hat sie gebracht“, sagt Ahna zu mir.

„Hallo Ahna“, sage ich.

„Wollte mir zeigen, was sie gefangen hat.“

„Hallo Mama“, sagt Mama und wickelt den Leichnam in eine Taschentuch. „Ich bring das Tier schnell weg.“

„Tust sie in die Mülltonne, gell?“

„Hallo Ahna“, sagt Lena und streckt die Hand aus.

„Maust gerne, die Katze.“

„Hallo Mama“, sagen Michi und Tante Gerti gleichzeitig.

„Am Morgen stelle ich ihr Milch hinaus.“

„Hallo Ahna“, sagt Jo.

Ahna umarmt ihn. „Groß bist du geworden.“

Die alten Damen *lieben* Jo.

Vor dem ersten Appell bei Hilda drücken wir Kinder uns, indem wir sofort bei der Nachbarin, der Helma, Zuflucht suchen. Die ist um etwa zehn Jahre älter als unsere Mütter, hat drei erwachsene Kinder und nimmt Asylsuchende wie uns bereitwillig und warmherzig auf. Wir sind gerade bei der zweiten Partie Rommé, als unsere Mütter von der Expedition ins obere Stockwerk zurückkehren.

„Sie wollte die Hauspflegehilfen für eine Woche abbestellen“, berichtet Mütterlein.

„Um das Geld zu sparen“, fügt Gerti hinzu. „Weil jetzt wir zum Bettwäschewechseln da sind.“

„Und zum Hilda Bekochen, Hilda Kaffee Machen, für Hilda Aufräumen, Hildas Toilette zu Putzen, zum Hilda-Hühner Füttern, Hilda Blutdruck Messen, Hilda Tee Kochen, Hilda Baden, Hilda Kämmen, Hilda den Hintern Putzen“, ergänze ich. „Klingt nach prima Ferien für euch beide, Mama.“

„Wir haben ihr gesagt, dass kann sie nicht machen. Weil dann die Pflegerinnen beleidigt wären.“

Ein wirklich überzeugendes Argument. „Die Pflegerinnen wären erleichtert.“

„Es tut ihr halt ums Geld leid. Auch wenn die Hennen teurer sind als Hilda selbst. Im Garten ist keine von den vier Frauen, die täglich kommen, zu gebrauchen, meint sie.“ Mutter seufzt resigniert.

„Genau das, was man sich unter Krankenpflege vorstellt, oder? Blumenbeete jäten.“

Helma bietet uns zwar ein Abendessen an, Mama und Gerti müssen aber sowieso kochen, um die beiden Damen zu füttern, die mit der Ankunft der Nachkommen die selbstständige Nahrungssuche verlernt haben. Interessantes evolutionäres Konzept.

Jo bringt Hilda ihren Teller, die Mütter richten an, Mike spielt Gameboy, Lenchen und ich heucheln Interesse für Ahnas Lagebericht: „... nach der Woche fahre ich dann mit euch heim. Der oberösterreichische Zahnarzt ist besser als der hier und meine Zähne tun weh ...“

„Welche Zähne?“, raunt mir Lena ins Ohr.

„Phantomschmerz“, antworte ich.

„... weil ich nimmer mit dem Zug fahren kann ...“

„Warum nicht?“, frage ich Lena.

„Zugluft“, vermutet sie.

„... und gestern hat die Hilda eine von den jungen Frauen, die immer kommen, weggeschickt. Verschwinden soll sie, hat sie gesagt. Weil's ihr ums Geld leid ist. Es gefällt ihr ja nicht, dass ich weg bin, aber ich bin eh immer da und jetzt muss ich weg. Weil mir meine Zähne wehtun.“

Während der Mahlzeit selbst stellt Ahna die Fähigkeit unter Beweis, gleichzeitig zu essen, zu atmen und ihre eigene Krankengeschichte und die ihrer Schwester vorzutragen. Eine Liste von A wie Atembeschwerden über B wie Blutverdünnung, M wie Magenprobleme und T wie Thrombose bis Z wie Zahnschmerzen. Appetitlich.

„Ich müsste sie nicht pflegen“, stellt sie plötzlich fest. „Mir hat sie auch nie etwas Gutes getan.“ Zögern. „Das letzte Mal, als sie sich um mich gekümmert hat, da hatte ich die Kehlkopfoperation. Sie hat mir Essen gebracht. In einer Schüssel, die der Katze gehört hat.“

„Wann war das?“ Ich stelle die Frage, um ein mögliches Lamento zum Thema Katzenfutterschüssel abzuwürgen. Ahna nennt ein sechzig Jahre zurückliegendes Datum. Sie weiß es noch fast auf den Tag genau.

Zum Frühstück gibt es Igili. Das ist ein Broichegebäck, das man nur in Vorarlberg bekommt. Ein Teigigel mit Teigstacheln und Rosinenaugen.

Mama legt ein Topfentascherl auf einen Teller.

„Tu noch was dazu.“ Ahna deutet auf ein Nussgebäck. „Die hat immer Hunger.“ Sie klingt vorwurfsvoll.

„Sie kann ja dort oben kaum etwas anderes tun. Fernsehen und Essen.“ Das sagt Gerti zwar, aber sie gibt sich keine besondere Mühe, so zu wirken, als wolle sie Hilda verteidigen.

Über sieben Köpfen entsteht eine gemeinsame Denkblase: *Essen und Fernsehen könnte sie in einem Heim auch. Was sie dort oben tut, nennt man Regieren.*

„Lena, bringst du's ihr?“ Gerti drückt ihrer Tochter den Teller in die Hand.

Lena schaut entsetzt. Mein Heroismus sagt: nimm ihr den Teller ab! Mein Selbsterhaltungstrieb sagt: Da gehst du nicht hinauf! Heroismus und Selbsterhaltungstrieb prügeln sich einen Moment lang und schließen dann einen Kompromiss:

„Ich komm mit. Dann hab ich meine Audienz hinter mir.“

Auf der Treppe nach oben bleiben wir zur Lagebesprechung stehen.

Ich: „Du gehst hinein, gibst ihr den Teller und bevor sie etwas sagen kann, komme ich und behaupte, dass du dringend hinunter musst.“

Lena: „Mit welcher Begründung?“

„Bei der nuschle ich etwas, sie ist halb taub, da passt das schon.“

„Das können wir nicht machen.“

„Eh.“

„Wenn wir oben sind“, beginnt Lena ein paar Stufen weiter, „ist da ein Kasten. Und da ist ein Schokoladennikolaus drauf. Der scheppert, wenn man ihn schüttelt, weil er mit Smarties gefüllt ist.“

„Ja.“

Der Nikolaus steht dort seit Jahren. Wie er dorthin gekommen ist, wissen wir nicht. Lena hebt ihn, schüttelt ihn, er scheppert. Lena deutet auf einen kleinen Porzellanschwan gleich daneben.

„Ich mag sie nicht. Aber wenn ich so was sehe, macht mich das traurig.“

Das ist ein verblüffendes Geständnis für mein Cousinchen, das normalerweise über einen beeindruckenden Zynismus verfügt.

In Ahnas Wohnung riecht es säuerlich, nach fettigem Staub und verkochtem Kraut. Harmlos im Vergleich zu der geballten Ladung Alte-Leute-Odeur, das uns entgegenbröckelt, als wir die Tür zu Hildas Schlafzimmer öffnen. So riechen vergorene Jahre und verschimmelte Stunden. Es riecht nach verfallener Zeit.

„Wir bringen dir Frühstück.“

„Wer bist jetzt du?“

„Lena.“

„Von der... wie heißt sie?“

„Gertrud. Ich bin die Tochter von der Gerti.“

„Und wer ist jetzt sie?“

Sie schaut weiter Lena an. Bin ich zu blöd, um selbst zu antworten?

„Sarah“, antwortet mein Cousinchen für mich.

„Von der ... wie heißt sie?“

„Judith. Sie ist die Tochter von der Judith.“

„Der Johannes ist von der Judith. Der war gestern schon heroben. Groß ist er geworden. Ein großer Bub. Wie heißt du?“

„Lena.“

„Von der... der... ?“

„Von der Gerti, Hilda, der Gerti.“

„Und sie ist... ?“

Wir fliehen.

„Du warst tapfer“, sage ich zu Lena. Sie zuckt die Schultern. „An den Jo kann sie sich noch recht gut erinnern.“

Oh ja, an den Jo erinnert sie sich gut. Der Kerl ist nicht öfter bei ihr oben als der Rest von uns, aber an ihn erinnert sie sich. Aus irgendeinem Grund ist er ihr Liebling. Am Ende jeder Vorarlbergwoche, so sie sich erinnern kann, dass sie Großneffen und -nichten hat, drückt sie Mama oder Gerti einen Geldschein in die Hand, den sie unter uns aufteilen sollen. Jo aber hat die Gabe, zusätzlich Geldgeschenke von seinen Missionen in ihr Schlafzimmer mitzubringen. Der Rest von uns bekommt halb verwesene Bananen angeboten. Wir vermuten, dass sie ihn damit für seine Legasthenie entschädigen will, die genmäßig aus ihrer Ecke des Stammbaums gekommen ist. Vielleicht sollte ich einmal von der Großmutter väterlicherseits meine Nase einklagen.

Zum Abendessen ist ein Großonkel zu Besuch. Der selbst ist in Ordnung, das allgemeine Gesprächsthema – noch mehr Großonkel und Großtanten – auch. Ich konzentriere mich auf meine Nudeln. Als sich der liebe Erich allerdings nach der Gesundheit der Familie erkundigt, ziehe ich es vor, meinen Teller weg zu schieben und ein unauffälliges Aufsteh-und-Verschwind-Manöver einzuleiten. Gleichzeitig versuche ich meine Mutter telepathisch zum Schweigen zu bringen. Sie ignoriert meine Bemühungen. Natürlich kommt jetzt der Hinweis auf den kürzlichen Abschied der Tochter von ihrem Blinddarm. Wetten, dass jetzt gleich die Otilie-Story kommt?

Wie lange ich im Krankenhaus gewesen sei? – Zwei Tage.

„Früher“, verkündet Ahna, „ist man anderthalb Wochen geblieben.“

Es klingt nach: „Früher ging man regelmäßig zur Kirche.“

„Heute ist die Medizin besser.“ Ich habe die Tür erreicht.

„Meine Schwester Otilie ist am Blinddarm gestorben“, beginnt Ahna. Ich gehe hinaus.

Den Rest kenne ich schon: Grünen Beeren habe sie gegessen, eine Woche nach der Erstkommunion. Und nach der Operation, da hätte sie nichts trinken dürfen. Immer habe sie gesagt, dass sie Brunnilewasser wolle. Von der Bett Nachbarin ihrem Nachtkästchen habe sie ein Wasserglas genommen und leer getrunken, dann sei sie gestorben.

Als kleines Kind muss ich dieser Otilie recht ähnlich gesehen haben, denn von dieser Geschichte bleiben Brüder und Cousine normalerweise verschont, nur ich bekomme sie dauernd erzählt. Sie liegt mehr als siebenzig Jahre zurück.

Und dann sind da noch die Besuchspflichten:

Immerhin, mit Roswitha sind wir wenigstens nicht verwandt. Eines Tages werde ich sie zum Hauptcharakter in einer Satire machen, denn dahin gehört sie eigentlich. Sie ist dauerpleite, aber trägt Riesenklunker. Sie ist momentan autolos, weil die Versicherung für ihre bei einem Unfall demolierte Rosthaube nichts mehr gezahlt hat, aber als wir sie an diesem Tag treffen, hat sie eine Einkaufstasche dabei, in der sich Hautpflegeprodukte für mehr als hundert Euro befinden. Es täte ihrer Haut besser, wenn sie aufhören würde, soviel zu rauchen. Ihre Achillessehne ist so stark verkürzt, dass sie ohne hochhakige Schuhe nicht mehr gehen kann.

Wenn sie in Oberösterreich zu Besuch ist, geht sie meinem armen Vater mit Theorien von Entschlackung und Diät mittels Säften und Pülverchen auf die Nerven, futtert aber unverdrossen. Außerdem fürchten sie die Chinarestaurants Vorarlbergs. Jedes Mal gehen wir mit ihr zum Chinesen. Wir sind auch nicht ganz sicher, warum. Vielleicht der Spannung wegen, was sie diesmal zurückgehen lässt. Knuspriges Rindfleisch zu unknusprig. Flambiertes Eis zu lasch. Ente süßsauer nicht süßsauer genug.

„Weißt du“, sagt sie zu mir und zündet sich eine Zigarette an, „jetzt hast du endlich Erfolg mit deinem jahrelangen Geschimpfe.“

„So?“ Skepsis meinerseits.

„Ja, ich höre zu Rauchen auf. Dein Papa wird mich hypnotisieren, dann funktioniert das.“

Es funktioniert bei intelligenten Leuten besser, höre ich die Stimme meines geliebten Väterchens: Bei den ganz dummen fehlt der Wille.

„Ja, Roswitha, es wird funktionieren“, antworte ich.

Von Roswitha zu Rita. Rita ist eine Schulfreundin von Frau Mama. Wir besuchen sie bei sich zuhause. Ihre Haut ist solariumsledrig, das schwarze Haar ist eine Kugel, die wie ein zweiter Kopf wirkt. Sie stellt einen Teller mit antikem Konditoreikuchen vor uns hin, die die Mütter, Lena und ich nicht anrühren. Jo ist zu höflich, Michi zu kuchenverliebt, um abzulehnen. Ich beobachte, wie die Gabeln der beiden sich bei Teigkontakt leicht verbiegen, um dann mit einem trockenen Quietschen etwa einen Zentimeter weit einzudringen. Während Michi sich müht, die Zinken wieder herauszuziehen (so in etwa muss König Artus an Excalibur im Stein gezerrt haben), löst Jo das Problem etwas eleganter. Er hält das Kuchenstück diskret mit zwei Fingern fest und dreht die Gabel ruckartig um neunzig Grad. Es macht „poff“ und das Gebäck zerfällt zu einem braunen Häufchen mit rosa Zuckergussresten.

Lena flüstert ihm zu: „Hinter dir ist ein Blumentopf mit Ficus. Soll ich sie ablenken?“

„Nein“, sagt Bruderlein tapfer und beginnt den Teigsand strategisch auf dem Teller zu verteilen.

Michi ruckelt noch immer an seiner Gabel.

In Gedanken wandere ich mit dem Müllsack durch diese Küche. Die hölzernen Zierteller – entsorgen. Der Keramikfisch – entsorgen. Die weißen Rüschengardinen – entsorgen. Die roten Plastikrosen mit Plastiktau – entsorgen. Die Ziergläser – entsorgen. Das Landidyllholzbild – entsorgen. Diese von Sommerurlauben schwatzende Rita – entsorgen.

Wir gehen ins Kino. Ein bissl Kultur zur Abwechslung. Gerti aber leistet Frondienst. Bei jedem Besuch tut sie das einen Tag lang. Und zwar bei Tante Resi.

Diese Tante Theresia, jüngste Schwester von Ahna und Hilda, ist so etwas wie eine Familienlegende. Sie schafft es, für Wurst im Sonderangebot Rabatt zu verlangen, weil sie gesehen haben will, dass ein Rand – dort am unteren Eck, etwas weiter links, Fräulein! – einer einzigen Wurstscheibe leicht oxidiert erscheint. Sie schafft es, einem Eisverkäufer einen spagettisaucebeschmierten Pappteller unter die Nase zu halten und von allen Sorten Gratiskostproben zu verlangen, bevor sie die Investition in eine Kugel – Marktwert 60 Cent – tätigt. Sie schafft das, obwohl sie über die Jahre Millionen zusammengehamstert hat.

Meine Mutter erzählt recht gerne die Geschichte, wie sie als junges Mädchen einmal Resi beim Umzug helfen musste. Ihre Aufgabe war es, neben den Möbelpackern herzulaufen und die Leintücher zurecht zu zupfen, die verhindern sollten, dass die Nachbarn die Farbe der Bezüge ausspähen konnten. Mama war nach diesem Tag so erledigt, dass sie in den falschen Zug stieg und im Anfahren gerade noch abspringen konnte.

Bei der Erstkommunion meines Bruders kam man nicht umhin, sie einzuladen, weil sie irgendwie Wind von der Veranstaltung bekommen hatte. Während des Essens in einem Restaurant musste ein Onkel das stille Örtchen aufsuchen, das upstairs lag. Bei seiner Rückkehr rutschte er auf der Stufe aus und machte dabei ein wenig Lärm. Wir sahen uns amüsiert um, Resi aber hüpfte auf wie ein Gummiball. Wohl eher, um sich an einer schmerzverzerrten Onkelmine zu erfreuen, denn aus Sorge oder Schreckhaftigkeit. Gerade mit diesem Onkel Bitschi verbindet sie nämlich bis heute eine tiefe Abneigung. Im Aufspringen aber stieß sie an einen Kellner, der gerade Wein brachte. Der ließ das Tablett fallen, der Wein ergoss sich auf den Tisch, das Tischtuch färbte sich langsam rot. Stille. Und in das Schweigen hinein kommentierte Resi etwas verächtlich: „Sie sind aber nervös, junger Mann!“

Wie damals meine Mutter, muss Gerti ihr nun ein jedes Mal beim Umzug helfen. Oder beim Umräumen. Oder beim Renovieren. Resi zieht ständig um. Entweder gefallen ihr die Nachbarn nicht, der Ausblick, die Nachbarn, das Licht, die Nachbarn, die Verkehrslage, die Nachbarn.

Gerti pinselt und grundiert, schleppt Kisten, sortiert altes Zeug, begutachtet Pläne und Verträge.

Wenigstens Mama ist von der Sklavenarbeit befreit, weil unser Zweig der Familie seit einer Geschichte, bei der ein Familienfest, Lenas Frisur und das Wort „altmodisch“ eine Rolle spielten, enterbt ist. Wenigstens etwas.

Was die arme Gerti dieses Mal tut, ist relativ harmlos. Sie muss sich überlegen, wo in der Küche einmal Steckdosen hingehören sollten. Erschwert wird das nur dadurch, dass Resi den Plan aus Spargründen nur A4 kopiert und dass sie sich noch nicht entschieden hat, wie die Küche überhaupt aussehen soll.

Gerti ist bei ihrer Rückkehr zwar bleich, kann jedoch halbwegs flüssig sprechen.

Die Festspiele selbst, für die ich das Theater mitmache, sind vergleichsweise unspektakulär. Ich wollte die WestSideStory nicht sehen, weil ich mir ein herausragendes Musical davon erwartet hätte. Ich wollte meine Vermutung überprüfen, dass es eigentlich ein mittelmäßiges Musical mit einer Tränendrüsenstory ist. Bingo. Romeo und Julia mit zwei winzigen Änderungen: Die, die bei Shakespeare die Zofe sein könnte, versaut die Botschaft und nicht ein Bote. Und der Herr Paris killt Romeo, nicht das Giftfläschchen. Aber sonst? Außerdem hat der Romeo/Toni einen holländischen Akzent. Nicht wirklich langweilig, aber zuviel Liebesgeheul. Trotzdem müsste man den Idioten, der hinter uns sitzt und immer falsch mitsingt, sofort an die Wand stellen. Solche Leute gehören in den Zoo.

Erinnerenswert war nur die Brezelszene.

Im Vorfeld fragt nämlich Michi: „Mama, kann ich eine Brezel kaufen?“

Mama denkt an eine kleine, zierliche Brezel und eine ziemlich lange Wartezeit bis zum Beginn des Stücks: „Nimm doch für jeden eine mit.“

Michi schaut zweifelnd: „Sicher?“

Mama drückt ihm einen Geldschein in die Hand. Er verschwindet. Ein paar Minuten darauf fangen die Leute um uns herum an zu lachen und auf etwas zu zeigen. Ein Bisschen Michi, das ein großes Bisschen Brezel schleppt. Es ist erstaunlich, wie riesig Laugenbrezeln bei gesunder Landluft werden können.

„Mama“, piepst es irgendwo in der Teigmasse, „die Leute haben komisch geschaut.“

Ich träume Blödsinn. Wen wundert's!

Ich bin mit Mama und Papa und den Brüdern Camping. Charis ist aber auch dabei, komischerweise.

„Du“, sagt sie, „wir müssen schnell ins Forum schau.“

„Wie das?“

„Wegen dem Treffen.“

„Das war schon.“

„Da hinten ist eh ein Holzstapel!“, sagt sie.

Tatsächlich, aus einhundertzwanzig mal fünf mal fünf Zentimeter großen, rechteckigen Fichtenholzstücken hat jemand eine Pyramide gestapelt. Ich weiß genau, wie das geht, mit dem Forum und allem. Ich zünde das Holz an. Irgendjemand hat auf einen der Stöcke einen Familiennamen mit orangerotem Filzstift gemalt. In den Flammen taucht die Forumsstartseite auf. Kein neuer Eintrag. Charis ist verschwunden. Dafür taucht Mama auf.

„Du, das hätte ich nicht getan.“ Sie grinst schadenfroh.

„Warum?“

„Weil das Holz sicher einer Familie gehört. Die wollten hier wahrscheinlich grillen und jetzt werden sie kein Holz mehr finden.“

„Stimmt!“, rufe ich entsetzt. Glücklicherweise ist mitten im Wald ein Sperrholzcontainer, indem ich nach Holzstückchen der richtigen Größe suche. Ich habe gerade die Hälfte des Stapels rekonstruiert, als die Holzstapelbesitzerfamilie auftaucht. Es ist saublöd, denen zu erklären, dass ich ihr Feuerstellchen abgefackelt habe. Warum muss mich auch Charis verlassen? Die hätte das sicher schnell geregelt gehabt.

Während ich der wasserstoffblonden, ruppigen Familienmama versichere, dass ich den Schaden gleich ersetzt habe, fängt die Familienoma von denen an, selbst Holz aus den Containern zu ziehen.

„Tschuldigen Sie“ – warum kann ich den Klugscheißer nicht einmal seinlassen? – „das würde ich nicht nehmen.“

Sie schaut mich verwundert an: „Warum denn?“

„Weil das mehr Lack als Holz ist. Damit vergiften Sie sich, wenn Sie das verbrennen.“

„Das liebe ich“, sagt die Familienmama und zündet sich eine Zigarette an: „Wenn mir einer sagen will, was gesund für mich ist.“

Ich erfahre nicht, ob ich die Lungen der Traumidioten retten kann, weil mich verbale Kampfgeräusche wecken. Gerti und Mama reden auf Ahna ein. Ich wühle mich aus meinem Schlafsack.

„Jo“, kommandiere ich, „Erstatten Sie Bericht!“

„Gerti versucht, einzudämmen.“

„Was geschah? Antworten Sie kurz und bündig.“

„Resi will Familiengrund verkaufen. Sie hat’s Gerti erzählt und der ist es gerade Ahna gegenüber rausgerutscht.“

„Und jetzt“, rekonstruiere ich, unterstützt von den aus der Küche kommenden Streitfetzen, „will Ahna nichts lieber, als zur Hilda hinauf, um sich mit ihr gegen Resi zu verbünden.“

„Ja.“

So sind Geschwister, Jo und Mike und ich auch. Im einen Moment können wir uns hassen, aber sobald es einen gemeinsamen Feind gibt, sind wir eine geschlossene Einheit.

Wenn es um Familiengrund geht, wird es happig. Es gibt keinen einzigen Landwirt in der Familie und jeder versucht, sein Stück Erbland zu verscherbeln, aber sobald einer es tut, reden die anderen von Verrat an den Vorfahren.

Die Diskussion geht noch ein Weilchen und zuletzt zeigt sich Ahna einsichtig. Wir wollen noch einen Bekannten in Lichtenstein besuchen, Ahna fühlt sich aber nicht wohl und will zuhause bleiben. Sobald wir die Haustür hinter uns zugemacht haben, legt Jo das Ohr ans Holz.
„Ich hör sie. Sie geht die Treppe rauf.“

In der letzten Nacht findet Jo unter seinem Bett eine Plastikschüssel mit vier Eiern.

„Nicht berühren!“, warne ich Michi, der seine Pfoten danach ausstreckt. „In diesem Haushalt weiß man nie, wie alt etwas ist. Wenn eines zerbricht, können wir im Freien schlafen. Das Huhn, die die Dinger gelegt hat, kann durchaus im zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff umgekommen sein.“

„Im Ersten“, sagt Jo.

Gerti sieht die Sache gelassener: „Das werden Augusteier sein.“

„Hä?“

„Früher hat man geglaubt, dass sie besonders lange halten.“

Mama legt die Dinger in eine Schüssel Wasser. Wenn alte Eier schwimmen, dann fliegen diese. Wir legen einen Zettel dazu: „Nicht essen!“ und gehen schlafen.

Ich bin die Letzte, die zum Frühstückstisch kommt.

„Und“, frage ich Jo, „habt ihr die Ahna gefragt, ob’s Augusteier waren?“

„Sie hat sie einfach dort – unter einem Bett in einem selten benutzen Gästezimmer – vergessen gehabt und überlegt, ob man sie noch essen kann. Mama hat sie dran gehindert.“

Ich wünschte, ich hätte einen guten Schluss für die Geschichte. Einen absurd-lustigen, auch wenn das alles eher absurd-traurig ist. Oder zumindest einen halbwegs lehrreichen. Auch nicht. Ich hab manche Dinge noch gar nicht erzählt, wie die Sache mit den drei Schlüsseln und den drei Türen, die man in ständig wechselnden Verstecken finden bzw. aufsperrn muss, bevor man von der Haustür bis zur Toilette vorgedrungen ist. Oder von der Messe, die sich Ahna am Sonntagmorgen immer im Fernseher anschaut. Oder dass sie früher wunderbares Brot backen konnte und das heute nicht mehr tut, weil sie zu alt ist. Ahnabrot hat es geheißen.

Aber die Eier waren das letzte Erwähnenswerte dieser Woche. Der Schlussakkord ist schäbig. Wir haben uns noch einmal zur Hilda vorgewagt, begleitet von den Müttern, damit sie jedem zehn Euro gibt und Lena, Michi und mich nicht erkennt und Jo sagt, wie groß er geworden ist. Sie hat ihm die Hand gehalten, gesagt, er soll auf der Straße aufpassen und er soll sich eine Orange aus ihrer Obstschale nehmen. Es war ziemlich grauslich, das Geld zu kriegen. Nicht, weil es da oben so grauslich war, das auch, aber vor allem deshalb, weil wir eine Woche lang überlegt haben, wie wir ihre Hühner umbringen können, und dann lächeln wir freundlich und nehmen das Geld.

DEM KRANKKEN THIERE

Clemens Schwarz

Seyn Athem keucht aus bleicher Brust wie Stoß hervor /
Gleich dem krankken Thiere röchelt seyne Lungen /
Blutt und Eiter tritt / als er noch still ein Creutz beschwor
Daraus dem Wunden / früh hat er noch gerungen.

Und liegt im Schlafe fast / nieder unter Winden
auff kaltem Lager / dass tropfft von seyne Sachen /
Bald aufgebraust muß er voll im Grauß schinden
Bald wider stille / höret er grässlich Lachen.

Er glaubt sein Schwerdte rosten / den Harnasch fallen
Stiefeln denkt er Schlitze / kein Fanfaren Schallen
Zeucht ein Sonnenstrahl izt nicht von seyne Tathen?

Schwach geht der Blasebalg unter dünnen Rippen /
Mit letztem Hauch vergeht seyn Leben / und Lippen
Stehen nun / steigen empor in Himmels Garten.

NASSZELLEN

Norbert Lange

Fugen, Taubendreck, dem Haus fehlten ein paar Ecken.
Auch Stücke Glas in den Fenstern, Korridoren,
– "Ein ganz ein schattiges Plätzchen!" –

die Zimmer im 5., – "Gestern hat hier Schnee gelegen" –
an den Kabeln ist Schnaps vertäut, das Wasser
steht, im Keller, knöcheltief. – "Du

kommst gerade so durch die Wand, mit einer Metallstange" –

auch diese Bilder, Stücke Glas, in Fenstern
die abgebrannten Windlichter,
Rotwein zitieren frühere Besuche.

– "Die gehen in die Socken! Die Bilder mein ich" –
knöcheltief, nämlich, „Und die Schärfe
des Lichts“, einen ganzen Film dazwischen verknipst,

die Schuhe da drin, im Bauschutt Kabel, das Waldphoto
(-tapetenbild), Riss, mit rissigem, der Putz

blutiges Cellophan (kann sein –
das war ein Taschentuch).

Und viele Fenster eingeschlagen.

– "Fahr zur Hölle, Bertran" (der Born) – Da war er dann:
zerfetzt von jeder Drehung um den Kreis,
mit faulen Zähnen unten, da im Keller eingesperrt,
jemand dort zerstückelt, an der Achsel
ein Aug, dem klebt der Bart im Schritt, das abgeschlagene
Haupt, die Taschenlampe auf der Hand.

Setzte sich zusammen, wieder.

– "So eine echt gemaserte Tapete!" (grünes Pastel),
du müsstest nur nachsehen wie grau,
darunter sind der Putz, Watte, Isolierschaum

und Teile vom Betonskelett,

ansonsten war da niemand, die Dübel überm Flur,
verstreute kleine Knochen, nur per Filzstift auf-
getragene Witze auf dem Raubeton.

– "Hier gibt es keine Telefone" – und oben,
durch das Loch im Dach, sah ich noch mal Sterne.

ELKES ERZÄHLUNGEN

Hans-Jürgen Hilbig

karla hatte einen liebhaber
ich kannte ihn
sie stellte ihn manchmal bei mir ab
anfangs traute ich mich nicht mit ihm zu reden
aber dann fragte ich: "und deine frau weiß sie davon?"
er schüttelte den kopf
ich schaute ihn böse an
dann entglitt mir eine gewürzgurke
er hob sie auf
wir schauten uns an
er wollte sie mir nicht geben
"du kannst sie behalten"
er gab sie mir
flüsterte: "ich liebe dich"
ich kroch in seine worte bloß um zu sehen wie es klang
ich durchschaute ihn
nahm ihn bei der hand
wir gingen in mein zimmer
wir zogen die klamotten aus
wir fielen ins bett
seltsame geräusche die aus uns kamen störten uns nicht
dann standen wir auf
zogen uns wieder an
setzten uns in die küche
karla kam
sie hatte seine frau dabei
"und das ist elke"
sagte karla

VERWACHSENER EFEU

Friederike Linscheid

Mein Immerstark, sagt er, *wie Immergrün*, *wie Efeu bist du* und lacht. Meine Mutter reißt das immer aus, *zu dunkel*, sagt sie, *zu wenig Licht in diesem Haus*, es erstickt die Pflanzen, kriecht unter die Dachpfannen. Das weiß er nicht, ich lache auch und küsse ihn zum Abschied.

Ich gehe nur in den gewohnten Linien nach Hause.

Im Efeuhaus kein Wort außerhalb der Grenzen, nett wie gewohnt. Ich drehe die Musik laut, um die Freundlichkeit zu übertönen, tanze mit mir selbst.

Selten gebe ich nach und lasse ihn zusehen, dann vermeide ich seine Augen, ich hasse offene Türen. *Ich bin nur ein Bild*, damit er mir nicht glauben kann. *Mein Immerstark*, zärtlich und als Vorwurf.

Am nächsten Morgen macht mich der Grünstich des Lichts verrückt, ich will seine Stimme hören und nehme die CD mit, als ich gehe. Ich gebe der Mutter Bescheid, obwohl ich ihr Scheinverständnis verabscheue, *schwach*, aber ihre Besorgnis ist mir zu schwer.

Dass er am Türrahmen lehnt macht mich glücklich für den Moment und wir umtanzen einander mit Worten. Er lässt seine Hand meinen Rücken herabgleiten, *Hast du schon gegessen?* und ich schüttele den Kopf, weil ich sehen will, wie er sich durch die winzige Küche bewegt. Er schließt die Schranktüren immer, anstatt sie zufallen zu lassen. Ich rede irgendwas, genieße, dass er trotzdem zuhört. Mit einem Regalbrett als Tablett trage ich alles ins Nebenzimmer, irgendwo hat er eine Flasche Sekt ausgegraben. *Schmeckt auch ohne Sektgläser* grinst er und ich: *Ansichtssache ob überhaupt zum Frühstück* und nehme trotzdem eines. Das Sofa ist zu weich, halb versunken lehn ich mich an, stoße ihm beinahe das Glas aus der Hand.

Du bist früh.

Hmmhm.

Ich hänge die Beine über die Armlehne, die Perspektive verändert die Konturen seines Gesichts.

Gibst du mir bitte die Butter?

Mein Handy klingelt.

Ach, lass es einfach, aber ich hasse das Gefühl, es könnte wichtig gewesen sein, raffe mich auf und suche in der Jackentasche.

Ich mach's kurz.

Hoffe ich, denn ich habe die Nummer auf dem Display erkannt.

Du hattest doch versprochen, in meinem Ohr, *helfen* und: *du weißt doch, wie wichtig der Garten mir ist.*

Die Sätze bilden eine Schlinge, alles weitere ist nur noch Luftwiderstand, *nach Hause kommen* blitzt auf.

Aber ich hatte doch Bescheid gesagt, versuch ich es, kann ich nicht später...?

Schweigesekunde. Dann sie:

Da hab ich schon mal frei und du bist nicht da, ohnehin nie, bist du da, redest kaum, sitzt in deinem Zimmer und ich...

Ist ja gut, gut dann...

Legt sie auf, nicht mal bis später für mich. Ich lasse los. Der Aufprall lässt mich entfernt zusammenzucken, dumpf, versuche zu atmen.

Was ist denn?

Ich sehe überscharf wie er aufsteht, besorgt, wie seltsam.

Was ist denn? Er nimmt meine Handgelenke, aber meine Gedanken sind unter die Guillotine gefallen.

Ich...

fühle meinen Kopf, wie ausgekleidet mit Decken. Mein Mund hat sich meiner Kontrolle entzogen, gefroren.

Sag schon!

Nichts. Mühsam.

Er hört nur wie ich Luft einsauge. Ich atme gegen den Widerstand in meinem Kopf, zu groß, Überdruck.

Ein Ventil, will ich ihn bitten, aber ich krieg die Lippen nicht auseinander.

Sag doch, er zwingt mein Gesicht in seine Richtung, mein Blick knickt einfach weg, ich steh nur durch mein Rückrad und ich wünsche mir, er würde einfach zuschlagen, damit ich das Gleichgewicht verliere.

Er versucht mich in seine Arme zu ziehen, Muskelkontrolle leider verloren, gefroren, ich würde am liebsten weinen, weil er nachgibt. Seine Enttäuschung tut weh, Hilflosigkeit.

Komm, setz dich, fast wie ein Bitte.

Stattdessen gehe ich, lasse meine CD liegen und als ich nach Hause komme, um die Tür zu schließen, reißt meine Mutter das Efeu von der Wand. *Nicht klein zu kriegen das Teufelszeug* und ich hätte fast gelacht.

CANTABILE: DER RAUM WAR STAUBIG

Willi Wamser

An der Decke meines Arbeitszimmers:
die gleißende Lampe,
auf versiegeltem, glatten Parkett:
Flusen von Staub.

In den Bücherregalen: Semiotik, Rhetorik,
Gelehrte. Sauer und kraftlos. Fast könnte
man sagen, da klafft, da gähnt
ein Abgrund, wäre man traurig oder
gäbe man nach.

Zwischen den Büchern: zwei blinzelnde Zwerge,
Nippesfiguren für Kinder, Mikesch und Snoopy,
Geschenk meiner Freunde.

Salut, Kater Mikesch, an dumpfen Tagen
spende mir Trost, entfernter
Verwandter aus Böhmen,
sprachbegabt, buschiger Schweif!
Und Snoopy, Beagle, mit klugen Augen,
stoischer Weiser der hölzernen Hütte,
Epikuräer vom schleckigen Fressnapf,
geduldig im Umgang mit Woodstock,
oftmals der Sieger im Kampf
mit dem roten Baron,
erbarme dich meiner,
hilf mir aus der Starre,
ich verdöse die Zeit.

Siehe! Es springt
samtpfotig der Kater
vom Bücherbord, landet
auf staubigem Schleiflack,
wo Snoopy schon wartet,
großnasig, funkelnde Augen.

Sie tanzen die böhmische Polka,
sie tanzen den Boogie, groß ist
das blitzende Messing des
Bugle Call Rag. Und Harry James
ist des blitzenden Messings Prophet:

Trumpet Blues & Cantabile,
Glenn Miller steigt ein:
Chatanooga Choo Choo
Vor dem Bücherregal: Gene Krupa.
Sein Schlagzeug wirbelt zur Klarinette
von Benny: Sing, Sing, Sing, Sing.

Es fliehen kreischend die Flusen.
Auferstanden aus dem Grabe
tanzt ein Gott
quer durch das Zimmer,
lebend in drei Personen,
in Snoopy und Mikesch
und jemand
wie mir.

VERSCHWINDEN IM NEUEN JAHR

Thomas Zech

Das neue Jahr ist eine alternde Diva,
die mit ihren Launen das Wetter bestimmt.
Ich stülpe mich von außen nach innen
und in Anbetracht der Größe des Himmels
schrumpft mich ein Eiswind auf Amöben-Format.

Durch das Mikroskop eines blinden Gottes
betracht ich mich selbst und bestaune
kleine Kunststücke, Jonglagen und Slapstick.
Bei der Trapez-Nummer trägt mich der Eiswind...

... auf eine Plattform am Marktplatz der Zeit
und am Abgrund der Plattform am Marktplatz der Zeit
sehe ich die alten Jahre ihre Waren verkaufen
und direkt unter mir kauft das neue Jahr Fleisch.
Der Eiswind flüstert: lass dich jetzt fallen!

Ich lasse mich fallen.
Das neue Jahr ist eine alternde Diva,
auf deren aufgespritztes Gesicht
ich stürze
etwa wie ein schwerer Tropfen als Vorbote des Regens.
Ich lande, zerplatze.
Man könnte sagen, ich zerfließe, verschwinde
in Mascara, nicht weit vom Lidstrich
einen Augenaufschlag von den Wimpern entfernt.

Ich bette mich in eine Falte,
strecke mich, dehne mich,
ich sicker in Poren
sicker ganz tief, durchdringe die Knochen
und stelle Kontakt zum Nervus Opticus her.
Ich zapfe Aktionspotentiale ab und setze
sie wie ein Puzzle husch husch in ein Bild.
Du fragst, was ich sehe?
Ich sehe die Fotografien
in einem selbstgemachten Kalender.

Der Januar ist ein geräumtes Apartment,
der Februar ein Pinsel, gelehnt an den Eimer mit Farbe
und der März eine Teppichrolle in Folie geschweißt.
Im April sehe ich eine Fototapete mit Südseeydill,
im Mai zwei Möbelpacker mit Küchenschrank

und im Juni einen Gummibaum auf der Fensterbank.
Im Juli hängt ein altes Paar ein Porträt an die Wand,
im August mein Gesicht, verschwommen, auf einem Fest,
im September meine Familie mit Strumpfmasken auf der
Wohnzimmercouch.
Der Oktober zeigt am Esstisch ausradierte Köpfe,
November zerbrochenes Geschirr und Blut an der Wand.
Im Dezember ist das Apartment leer, die Tapeten sind rissig.

Das neue Jahr ist eine alternde Diva
und ich verliere mich in ihrem Gesicht.
Das neue Jahr ist eine alternde Diva,
die Bilder, die ich sehe, sind ohne Bedeutung.
Eiswind im April und Eiswind im Mai.
Es ist langsam genug, ich verschwinde.
Ich stülpe mich von innen nach außen.
Ich sitze auf dem Ohrensessel und schenke mir Wein ein.
Ich weiß nicht, was passieren wird.
Ich weiß nur das, was geschah.

AUSZUG AUS „DER SÄNGER UND DER PUPPENSPIELER“

Michael Schreckenberg

Es war schon fast wieder dunkel, als Iris ihn weckte.

„Wird Zeit, dass Du Dich auf den Weg machst“, flüsterte sie. „Achte darauf, dass niemand Dich sieht, bis Du auf dem Pfad bist. Und geh den Menschen aus dem Weg. Sie sind offenbar nicht gut auf uns zu sprechen hier draußen. Meine beiden Freunde heute morgen lebten in ständiger Sorge, sie könnten von Menschen gesehen werden.“

Blasius schüttelte sich und versuchte, ein wenig frisch zu werden. Es misslang kläglich, er fühlte sich, als müsste er noch mindestens zehn Stunden schlafen. Er bemühte sich, seinen Zustand zu verbergen und wenn Iris ihn trotzdem bemerkte, so sagte sie gnädigerweise nichts dazu. Ihre letzten Worte sickerten zurück in sein Bewusstsein.

„Ich dachte, die Menschen wären unsere Freunde.“

„Ja. Aber wie Kamerad Marcellus schon sagte – sie haben viel vergessen.“

Er wandte sich zu ihr um und erschrak. Sie war über und über mit Schlamm und Pflanzenresten beklebt, als hätte sie sich erst am Ufer im Dreck gewälzt und wäre dann in der Vegetation Amok gelaufen. Jetzt roch er es auch. Sie roch stark nach Fluss – als wäre sie ein Teil des Ufers geworden. Nur ihre Augen und ihre Pfoten wiesen sie noch klar als Ratte aus.

„Was ist passiert?“

Sie sah erstaunt um sich. „Wie, passiert?“

„Na ja – Du siehst aus...“

„Wie sehe ich aus?“

„Ähm... irgendwie... wie ein Stück Landschaft.“

„Genau das ist die Absicht, Blasius. Wie die Landschaft aussehen. Nicht wie eine Ratte, die sich in der Landschaft versteckt.“

„Ah.“ Er sah sie immer noch irritiert an. Iris begann zu kichern.

„Was freue ich mich darauf, wenn wir Dich tarnen. Aber jetzt geh erstmal. Finde diesen Lerri und frag ihn aus. Und mach es unauffällig.“

„Was soll ich denn sagen, wenn ich jemanden treffe? Dasselbe wie Du? Dass ich aus einer anderen Stadt bin, oder so?“

„Besser oder so. Zweimal dieselbe Geschichte wirkt irgendwie nicht gut, oder. Man weiß nie, wer zufällig von wem etwas gehört hat.“

„Hmmm... Was soll ich denn dann sagen?“

Sie lachte.

„Bei den Göttern, Blasius, lass Dir was einfallen. Du bist doch der Neffe eines Politikers, oder? Rede sie einfach an die Wand.“

Blasius fand diesen Rat nicht gerade hilfreich, aber er wollte auch nicht noch weiter fragen, also nickte er nur, verabschiedete sich und machte sich auf den Weg.

Es war eine kalte, mondhelle Nacht und Blasius brauchte mehr als eine Stunde, um den Uferstreifen zu verlassen und die Wiese zu überqueren, so ängstlich war er darauf bedacht, sich in den Schatten zu halten, um nicht gesehen zu werden. Als er den Weg erreicht hatte, wurde er mutiger. Er überlegte kurz und machte sich dann auf in Richtung Stadt. Dort hatte Iris die Ratten getroffen, die diesen Lerri kannten, dort war die Chance am größten, weitere zu treffen, die ihn kannten.

Er war nicht weit gegangen, als er links von sich Stimmen hörte. Er schlich vorsichtig näher. Wenig vor sich sah er, in einem losen Ring aus Bäumen, ein Haus, sehr klein für menschliche Verhältnisse und dahinter einen mit Kies ausgestreuten Hof. Der Hof wurde begrenzt von einer kleinen Wiese, auf der seltsame Geräte aus Holz und Metall aufgestellt waren, deren Bedeutung Blasius nicht erraten konnte, er vermutete, dass es Kunstwerke waren. Zwischen diesen Kunstwerken hatten die Menschen eine flache, holzeingefaßte Sandgrube angelegt. Von dort kamen die Stimmen. Blasius pirschte sich vorsichtig näher an. Er war kein geschickter Schleicher, aber die Aufmerksamkeit der beiden Ratten war völlig von etwas gefangen, dass in der Mitte der Sandgrube lag. Für Blasius sah es aus, wie ein langes Fass, aber es schien weder aus Holz noch aus Stahl oder Stein zu bestehen. Es musste sehr leicht sein, denn die beiden mageren Ratten in der Grube konnten es ohne Mühe hin und her schieben. Sie waren offenbar in heller Aufregung.

„Bier, Bier“, rief der Längere von beiden.

„Bier“, sagte der andere andächtig.

„Welches Bier?“

Der Kleinere lief um das Fass.

„Hansa!“

„Ah! Hansa!“

„Wie viel Hansa?“

Der Lange rasselte am Fass.

„Halbe Dose. Vielleicht mehr. Halbe Dose Hansa!“

„Ah“, machte der Kleine, offensichtlich begeistert. „Das ist gut. Menschen sind so dumm. Lassen ‘ne halbe Dose Hansa da.“

Der Lange lachte laut. „Dumme Menschen, ja. Jetzt ist’s unser Hansa.“

Der Kleine hörte auf, um das Fass herum zu laufen und betrachtete es nachdenklich.

„Zuviel für uns. Zuviel Hansa. Wir müssen die Familie rufen.“

„Nein! Unser Hansa!“

„Denk nach. Denk an Biergift. Wir sterben an Biergift. Oder die Katze holt uns.“

„Katzen holen uns nicht mehr. Die großen Völker haben Frieden geschlossen.“

Der Kleine schnaubte. „Wer’s glaubt. Und selbst, wenn’s stimmt. Denk ans Biergift.“

Der Lange wirkte der Verzweiflung nah.

„Unser Hansa“, jammerte er.

Der Kleine betrachtete wieder nachdenklich ihren Fund.

„Wir könnten’s verstecken. Hansa bleibt lange gut.“

„Ja! Ja, wir verstecken’s. Und kommen jeden Abend wieder.“

„Aber der Alte wird’s merken. Alle werden’s merken, wenn wir wie Hansa riechen.“

„Wir schwimmen im Fluss. Trinken Flusswasser. Finden ein Mädchen und machen Paarung. Rennen viel. Wälzen uns in Fleisch. Jede Nacht was anderes. Riechen dann nicht so nach Hansa.“

„Hm.“

„Oh ja, komm. Wir verstecken’s. Wenn wir die Familie rufen, säuft der Alte unser Hansa weg.“

„Hast recht, ja.“ Der Kleine dachte immer noch nach.

Auch Blasius dachte nach, fieberhaft. Das war die Gelegenheit, es konnte lange dauern, bis er wieder auf Ratten traf. Und die beiden wirkten nicht so, als wären sie sehr erpicht darauf, anderen von ihren Erlebnissen in dieser Nacht zu erzählen. Andererseits war zu befürchten, dass sie in jeder anderen Ratte erstmal einen Konkurrenten um ihre Beute sehen würden, und Blasius hatte keine Lust, sich zu prügeln. Ganz abgesehen davon, dass er darin nicht besonders gut war – er wollte ja mit ihnen reden. Er brauchte eine gute Geschichte und zwar schnell. Jetzt! Jetzt sofort!

Der Geistesblitz kam so plötzlich, dass er regelrecht erschrak. Er sprang aus seinem Versteck, bevor er Angst haben konnte und lief mit einem extrabreiten Grinsen und rollenden Augen auf die Sandgrube zu. Die beiden waren immer noch in Betrachtung ihres Fasses versunken und bemerkten den heranrasenden Blasius nicht, bis er auf die Holzeinfassung sprang und laut rief:

„Hurra! Preiset die Götter, Brüder!“

Die mageren Ratten wirbelten herum und starrten ihn feindselig an. Oh ja, sie fürchteten ganz offensichtlich, er wolle ihnen ihr Hansa streitig machen, was immer Hansa sein mochte. Blasius grinste noch breiter und – wie er hoffte – blöder.

„Friede Brüder! Es ist ein Ros entsprungen! Fürchtet Euch nicht! Hurra!“

„Wer bist Du?“ fragte der Kleine und sah ihn misstrauisch an.

„Was ist entsprungen?“ wollte der Große wissen.

„Sehet, ich bin der Verkünder großer Freude!“ rief Blasius. „Hurra!“

„Was für Freude?“

„Hurra!“

Die beiden sahen sich an. Der Kleine tippte sich vielsagend hinters Ohr.

„Magst Du Bier?“ fragte er.

„Niemals! Bier ist von Dämonen. Biergift, denket an das Biergift. Preiset die Götter. Hurra!“

Blasius hatte keine Ahnung, was Biergift war, aber offenbar waren die beiden jetzt beruhigt.

„Wer bist Du nochmal?“ fragte der Kleine, jetzt etwas freundlicher.

„Und was war das, was entsprungen ist“, wollte der Lange wissen. „Ist es gefährlich?“

„Ich bin der Verkünder! Sagt, wo finde ich den Botschafter?“

„Wen?“

„Den Botschafter, Brüder! Hurra! Sagt es mir, und die Götter werden Euch belohnen! Hurra!“

„Was für'n Botschafter?“

„Lerri! Lerri ist sein Name! Hurra! Er soll die Botschaft der Götter tragen!“

„Ach Lerri“, sagte der Kleine, grinsend nun. „Du suchst Lerri?“

„Hurra! Ja, das ist sein Name!“

„Na, das ist nicht schwer. Du findest ihn am öffentlichen Klo im alten Bunker!“

„Reich wird Dein Lohn sein, Bruder“, jubelte Blasius. „Nun weise mir noch den Weg!“

„Hm. Lauf einfach immer diesen Weg immer weiter, bis zur großen Straße, dann links. Wenn die Straße aufhört, wieder links. Dann riechstes bald!“

„Hurra!“ rief Blasius und prägte sich die Route angestrengt ein. „Die Götter lieben Euch, Brüder!“

„Was ist entsprungen?“ wollte der Lange wissen.

„Hurra!“ brüllte Blasius, sprang hoch in die Luft, drehte sich um und rannte von dannen. Die Beiden sahen staunend dieser riesigen und offenbar völlig durchgedrehten Ratte nach. „Hüte Dich vor'm verbrannten Land“, rief Vasch, der Kleinere, dem Irren den neuen Abschiedsgruß nach.

„Hurra!“ kam es von weitem.

„Völlig bekloppt“, murmelte Vasch. „Der passt zu Lerri.“

„Wasses wohl ist, was da entsprungen ist?“ fragte sein Freund Laban, immer noch ängstlich.

„Nix. Irres Gefasel. Komm, lass uns das Hansa verstecken.“

Blasius rannte, bis er außer Sicht war, dann schlug er sich in ein Gebüsch neben dem Weg und dachte nach. Iris Vermutung, ein Lerri sei ein Held oder ein Weiser, schien nicht zuzutreffen, zumindest hatten die Beiden nicht viel Ehrfurcht gezeigt. Allerdings schienen sie auch nicht besonders helle zu sein – und vor allem sehr ängstlich. Es passte zu dem, was Iris gesagt hatte, die Ratten hier am Fluss schienen in ständiger Angst zu leben. Er fragte sich, was in dem Fass gewesen sein könnte, dass sie so wild darauf gewesen waren. „Hansa‘... er würde versuchen, mehr darüber heraus zu bekommen. Jetzt aber musste er erst einmal diesen Lerri finden, was immer sich hinter dem Namen verbarg. Der Weg schien, der Beschreibung nach, nicht sehr

kompliziert zu sein. Blasius steckte die Nase aus dem Gebüsch, witterte in die Runde und machte sich wieder auf den Weg.

Stunden später stand die Sonne hoch am Himmel und Blasius Zuversicht war aufgebraucht. Der Weg war tatsächlich nicht sehr kompliziert – dafür aber lang. Sehr, sehr lang und gefährlich. Überall wimmelten Menschen herum, von den rasenden Transportmaschinen gar nicht zu sprechen. Er wühlte sich durch den Müllhaufen, in dem er sich versteckt hatte vorsichtig nach oben und spähte hinaus, zum Himmel. Die Helligkeit war kaum zu ertragen, aber er hatte inzwischen genug über Zeitbestimmung anhand des Sonnenstandes gelernt, um festzustellen, dass es ziemlich genau Mittag sein musste. Er hörte Menschen überall und fluchte. Das hatte er nun davon – er saß fest.

Dabei war es ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte. Einer seiner Versuche, clever zu sein, hätte ihn fast das Leben gekostet. Als es immer schwieriger geworden war, an der Straße vorwärts zu kommen, hatte Blasius nach einem besseren Weg gesucht – oder, wenn er ehrlich war – einem bequemeren. Und, brillant, brillant, hatte auch bald einen gefunden, auf der Rückseite der Gebäude, die längs der Straße verliefen. Er war über Dächer, durch Gesträuch und leere Höfe gelaufen und kam sich schon sehr, sehr clever vor, als er eine Mauer überstieg und sich plötzlich auf einem riesigen, leeren Platz wiederfand. Im selben Moment schrillte eine Glocke, offensichtlich ein Alarm. Und während Blasius noch, starr vom Schock, vor der Mauer stand, flogen die Türen des großen Gebäudes auf, dass den Platz auf einer Längsseite begrenzte und Menschen strömten heraus, junge Menschen der Größe nach, aber offensichtlich entschlossen, ihr Gebäude zu verteidigen. Das Geschrei, mit dem sie den Platz stürmten, konnte nur Kriegsgeheul sein. Blasius fasste sich und floh in Richtung eines Gebüsches auf der Seite des Platzes, die dem Gebäude gegenüberlag, aber er war entdeckt worden. Aus unzähligen Schreien hörte er das Wort „Ratte!“, manche schienen erschrocken, andere begeistert. Er schlüpfte in das Gebüsch und merkte, dass er in der Falle saß. Es gab keinen Weg hier heraus, zumindest keinen sicheren, jenseits seiner kleinen Zuflucht war nur ein schmales, spärlich bewachsenes Stückchen Erde, vor ihm der Platz, hinter ihm eine Mauer, die er leicht hätte erklettern können – wenn er da nicht allzu leicht sicht- und verwundbar gewesen wäre. Die Stimmen kamen näher.

„Isse da drin?“

„Ja, da isse reingelaufen.“

Der Busch bebte, offenbar schlug jemand dagegen. Ein Gesicht tauchte auf.

„Krass. Ich kann sie sehen.“

Wieder bebte der Busch, heftiger diesmal.

„Ist das wirklich ‘ne Ratte?“

„Ja. Voll riesig“

„Bäh.“

„He! Was macht Ihr da!“ Eine neue Stimme, noch etwas entfernt. Sie musste einem älteren Menschen gehören. Die jungen Stimmen schienen sich ein Stück vom Busch zurückzuziehen und Blasius wagte einen Blick durchs Geäst nach draußen, um zu sehen, ob er eine Flucht über die Mauer wagen konnte. Das Ergebnis war nicht viel versprechend. Zwar hatten sich die jüngeren Menschen ein paar Meter von seinem Gebüsch entfernt, doch sie beobachteten es immer noch scharf. Hinzu kam nun ein ausgewachsener Mensch, eine Weibliche, wie Blasius vermutete, obwohl er nicht sicher war. Sie war seltsam gekleidet, selbst für einen Menschen, in ein hartes, schwarzes Gewand. Auf dem Kopf trug sie eine schwarze Haube. Offenbar war sie so etwas wie ein Befehlshaber, denn die Jüngeren warteten mit merklichem Respekt.

„Da ist ‘ne Ratte im Gebüsch, Schwester Beate“, sagte eine von ihnen.

„Eine Ratte? Das ist Quatsch!“ Trotzdem kam die Befehlshaberin näher an das Gebüsch. Sie ließ sich auf die Knie, spähte durchs Blattwerk und prallte zurück, als sie Blasius sah.

„Tatsächlich.“ Sie trat nach Blasius, konnte ihn aber nicht erreichen, weil er sich tiefer in die Büsche zurückzog. Schließlich gab sie es auf.

„Das ist ekelhaft. Ich hole den Hausmeister. Versucht nicht, sie zu fangen. Ratten sind gefährlich.“

„Das sagt die Richtige“, dachte Blasius. Er versuchte noch einmal die Lage zu erkunden, wurde aber von einigen der jüngeren Menschen zurückgetrieben, die sich Stöcke abgebrochen hatten und versuchten, ihn damit zu stechen. Blasius hielt es für klüger, sich zunächst so tief wie möglich zu verkriechen und abzuwarten.

Er musste nicht lange warten. Bald zogen sich die Jüngeren zurück. Blasius wagte sich wieder nach vorne und riskierte einen Blick nach draußen. Was er sah, gefiel ihm ganz und gar nicht. Die jungen Menschen hatten sich tatsächlich zurückgezogen, allerdings nicht sehr weit, sie bildeten immer noch einen Halbkreis um sein Gebüsch. Zwischen ihren Beinen konnte Blasius hindurchsehen und der Grund ihres Rückzuges war klar: Die Befehlshaberin kam zurück. Begleitet wurde sie von einem männlichen Menschen der etwas trug, dass stark nach einer Waffe aussah: Einen Knüppel, der an einem Ende eine breite, rechteckige Klinge trug. Blasius brauchte nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, was der Mensch, offenbar eine Art Vollstrecker, damit vorhatte. Welches Verbrechen er durch die Überschreitung der Mauer begangen hatte, war Blasius unklar, aber eines war sicher – es stand die Todesstrafe darauf. Er überlegte fieberhaft, welche Möglichkeiten er hatte und kam zu zwei Ergebnissen: Erstens, die einzige Chance bestand in der Flucht und zweitens, er musste jetzt fliehen, da seine Bewacher etwas abgelenkt und Befehlshaberin und Vollstrecker noch nicht nah waren. Er suchte kurz nach der besten Stelle in der Mauer aus Beinen und rannte los.

Der Ausbruch kam völlig überraschend und war deshalb erfolgreich. Blasius raste aus dem Gebüsch heraus auf ein Mädchen ganz am

Rande des Halbkreises zu, das, alleine mit der großen Ratte konfrontiert, kreischend zur Seite sprang. Dann allerdings begann die Jagd. Schreiend rannten sie hinter Blasius her, der einen Haken nach dem anderen schlug, allen Versuchen, ihn zu umzingeln, auswich und dabei vergaß, darauf zu achten, wohin er rannte. Endlich glaubte er, alle Verfolger hinter sich gelassen zu haben und sah auf. Was er sah, erschreckte ihn fast zu Tode. Direkt vor ihm waren vier Menschen und sahen ihn an. Sie waren groß, größer als seine Verfolger, aber sie schienen jünger zu sein als die Befehlshaberin und der Vollstrecker. Dennoch – auch sie mussten Offiziere sein, denn sie trugen ebenfalls schwarz. Und sie sahen noch grimmiger aus als die Befehlshaberin. Drei waren weiblich. Sie trugen lange Mäntel und spitze Schuhe, eine von ihnen hatte Metallspitzen daran befestigt – tödliche Waffen. Ihre Gesichter waren kalkweiß geschminkt, die Lippen und der Bereich um die Augen aber wieder schwarz angemalt. Die Haare waren ebenfalls pechschwarz. Eine von ihnen hatte ein Halsband mit langen, metallenen glänzenden Spitzen. Der vierte war männlich, auch er trug einen schwarzen Mantel, dazu schwere Stiefel, von denen Ketten herabhingen. Sein Gesicht war ebenso weiß geschminkt, sein schwarzes Haar stand als hoher, bedrohlicher Kamm auf seinem ansonsten kahlen Schädel. Kein Zweifel – Krieger. Und zwar von der ganz üblen Sorte.

Blasius sah sich gehetzt um, doch es war zu spät. Seine Verfolger kamen näher. Und die Krieger vor ihm hatten sich in Bewegung gesetzt. Kein Raum zur Flucht. In seiner Panik hatte er kaum Zeit, sich über sein nahes Ende Gedanken zu machen, als zu seiner grenzenlosen Verwunderung eine der Kriegerinnen über ihn hinweg stieg, während die anderen drei ihn passierten. Hinter ihm bauten sie sich auf.

„Ey!“ hörte er die kleinste der Kriegerinnen mit einer recht piepsigen, aber nicht minder energischen Stimme rufen. „Lasst gefälligst die Ratte in Ruhe, ihr kleinen Kacker!“

„Nathalie!“ brüllte die Befehlshaberin von weitem. „Was fällt Dir...“ Mehr hörte Blasius nicht. Er erkannte die Chance und versuchte nicht weiter, sie zu verstehen. Er sprintete auf das Tor in der Mauer zu, durch das die Krieger auf den Hof gekommen waren, schlüpfte hindurch, sah einen Müllcontainer auf der anderen Straßenseite, hetzte über die Straße und kletterte hinein, bevor weitere Menschen ihn sehen konnten. Und hier saß er nun.

Und hier saß er dann eben auch noch, als die Sonne die Mittagszeit anzeigte. Draußen wimmelte es von Menschen und nach seinen Erfahrungen auf dem Hof hatte er keine große Lust, es noch einmal mit ihnen zu versuchen. Sie hätten viel vergessen, hieß es immer. Offenbar hatten sie alles vergessen. Verbündete jedenfalls verhielten sich anders. Er hatte sich gerade damit abgefunden, auf die Nacht zu warten, als es über ihm im Müll zu rascheln begann. Er zog sich ein wenig zurück, als der Berg rechts von ihm ins Rutschen geriet und

kippte. Er hörte einen erschrockenen Schrei, dann noch mehr Gerumpel und etwas kam von oben zu ihm gerutscht. Blasius sah in das Gesicht einer Katze.

Eine ganze Weile starrten sie sich nur schweigend an, dann sagte Blasius zögernd:

„Friede, Freund!“

„Friede“, sagte der andere, denn er war offensichtlich ein Kater, ebenso vorsichtig.

Sie beäugten sich wieder schweigend. Der Kater sah nicht sehr beeindruckend aus, er war dünn. Und schwarz. Blasius war immer noch nicht sicher, ob das ein gutes oder schlechtes Omen war. Nach seinen Erlebnissen auf dem Hof standen die Chancen eins zu eins.

„Ich bin Colin“, sagte der Kater, „Unteroffizier der Königin Guenevre. Du bist eine Ratte der Unterwelt, oder?“

Blasius atmete auf. Ein Verbündeter. Die Katzen der Königin hatten gemeinsam mit ihnen am Fluss gefochten – sie mochten nicht alle die herzlichsten Gefühle für Ratten haben, aber sie hielten sich an das Bündnis.

„Ja. Ich bin Blasius Sixtus Cassius, Tribun der Expedition.“

„Ah.“ Colin sah sich um. „Und was macht ein – äh – ein Tribun hier im Müll?“

„Ich bin in... in geheimer Mission unterwegs.“

Colin grinste. „Muss ja verdammt geheim sein, wenn sie Dich hierhin führt.“

„Die Menschen haben mich hier rein gejagt. Ich verstecke mich vor ihnen.“

„Das ist grundsätzlich eine gute Idee.“

„Was macht ein Unteroffizier im Müll?“

„Ich habe mir ein Mittagessen gesucht.“

„Hier?“

„Nein. Im Krankenhaus. Sie haben mich erwischt und rausgeworfen und... na ja, hier bin ich dann eben gelandet.“

„Oh.“

„Was ist Deine Mission, Blasikus? Kann ich Dir helfen?“

„Blasius. Meine Mission ist geheim. Aber... kennst Du einen Lerrri?“

„Larry? Die verrückte Scheißhausratte? Klar.“

„Ich muss mit ihm reden.“

„Oh – das wird eine interessante Erfahrung für Dich. Aber worüber kann man mit dem reden?“

„Er hat... Informationen.“

Colin lachte so laut, dass er fast umfiel. „Die hat er sicher, mehr als Dir lieb ist. Der Kerl labert Stuss am Streifen. Aber was könnte davon für Dich wertvoll sein?“

„Weißt Du etwas über das verbrannte Land?“

Colin hörte auf zu lachen und sah ihn nachdenklich an. „Nein“, sagte er langsam. „Nur Gerüchte. Es soll ein Ort am Fluss sein, vor dem alle sich fürchten. Ein Märchen. Was hat Larry damit zu tun? Und warum interessiert es Dich?“

„Es hat mit meiner geheimen Mission zu tun. Und meine Informationen besagen, dass Larry Informationen darüber hat.“

„Larry ist absolut voll mit Informationen“, sagte Colin, mehr zu sich selbst. „Aber Du hast Recht, er redet manchmal vom verbrannten Land. Hat die Sache mit unserem gemeinsamen Kampf zu tun?“

„Sicher.“

Colin nickte nachdenklich. „Okay. Ich bringe Dich zu ihm. Aber jetzt lass uns erstmal sehen, dass wir aus diesem Mülleimer hier rauskommen.“

Er arbeitete sich durch den Abfall nach oben und spähte nach draußen. Als Katze hatte er im Falle einer Entdeckung weit weniger zu befürchten. Blasius scharrte unruhig mit den Pfoten.

„Siehst Du was?“

„Klar.“

„Und?“

„Wie und?“

„Ja – ist die Luft rein?“

„Nein.“

Colin war offenbar der Meinung, das reiche als Auskunft. Blasius fand das nicht.

„Was siehst Du?“

„Na – die Straße eben. Und den Bürgersteig. Und gegenüber die Schule.“

„Was?“

„Die Schule.“

„Eine Schule ist das?“

„Ja.“

„Komische Schule“, murmelte Blasius. Dann wieder lauter: „Siehst Du Menschen?“

„Klar. Massenhaft.“

„Also können wir nicht raus?“

„Ich könnte schon, Du nicht. Hab etwas Geduld.“

Blasius nagte unglücklich an einem Stück Papier.

„Und jetzt?“ fragte er einige Minuten später.

„Was, jetzt?“

„Ist die Luft jetzt rein?“

„Nein.“

Blasius sah die Sinnlosigkeit weiterer Fragen ein und verlegte sich aufs Warten. Es fiel ihm ungeheuer schwer. Dann dachte er an Iris, die sicherlich in so einer Situation ruhig stundenlang still ausharren konnte. Abgesehen davon, dass sie vermutlich gar nicht in diese Situation gekommen wäre. Er kam sich einmal mehr völlig unfähig vor. Die Zeit verging und Blasius begann, sie nach dem Schrillen des Alarms, oder was immer es war, in der Schule gegenüber einzuteilen. Doch irgendwann gab es keinen Alarm mehr, und immer noch saß Colin unverändert unter dem Rand des Containers und spähte hinaus.

„Colin, vielleicht...“

„Sei ruhig. Warte noch einen kleinen Moment.“

Blasius schwieg. Doch diesmal musste er sich nicht lange gedulden. „Wenn ich springe“, sagte Colin ohne sich umzudrehen, „dann komm sofort hinterher. Ich werde laufen, renn hinter mir her und halte Dich nicht auf!“

„Gut.“

Blasius kletterte schnell nach oben, während der Kater sich zum Sprung spannte. Dann zog er sich auf den Rand des Containers und machte einen langen Satz nach draußen. Blasius wühlte sich schnell durch die letzten Zentimeter Mülls und sprang ebenfalls. Er landete auf hartem Boden, sah sich schnell um und entdeckte Colin, der losrannte, sobald er sah, dass Blasius hinter ihm war. Die Ratte hetzte hinter ihm her, konnte sich kaum den Weg merken, so schwierig war es, mitzuhalten. Es ging durch ein Gebüsch, dann über eine Art Hof, über eine Mauer und durch einen seltsamen Park, wieder über eine Mauer, unter geparkten Transportmaschinen durch, bis Colin plötzlich stehen blieb.

„Was ist?“ fragte Blasius leise.

„Da vorne ist eine Straße, siehst Du? Auf der anderen Seite ist der alte Bunker, da wohnt Larry. Auf dem Klo. Du musst über die Straße, dann hast Du es geschafft.“

„Kommst Du nicht mit?“

Colin lachte. „Nein, sicher nicht. Larry würde kein Wort mit Dir reden, wenn Du in Begleitung einer Katze kommen würdest.“

„Hat er Angst vor Euch? Wir haben doch ein Friedensabkommen.“

Wieder lachte der Kater. „Von so was hält Larry nichts. Er hat nicht wirklich Angst vor uns. Aber er glaubt, wir seien welche von denen.“

„Von welchen?“

Breit grinsend schüttelte Colin den Kopf. „Glaub mir – wer das versteht, der versteht auch Larry. Ich persönlich habe keine Ahnung. Bis dann, Blasius.“

„Bis dann, Colin. Danke.“

„Dafür nicht.“ Er drehte sich um, sprang auf eines der stehenden Gefährte, winkte noch einmal und lief davon.

Blasius kroch in einen dicht bewachsenen Grünstreifen, der den Transportmaschinenabstellplatz von der Straße trennte und spähte vorsichtig hinaus. Zu seiner großen Genugtuung schien diese Straße wenig benutzt. Es dauerte nicht lange, bis er einen günstigen Moment fand und ungesehen von Menschen und Maschinen auf die andere Seite laufen konnte. Er schlich vorsichtig um das flache, heruntergekommene Gebäude aus großen, dunklen Steinen, das Colin den „Bunker“ genannt hatte, fand aber keinen Weg ins Innere. Es gab wohl Türen, aber die waren alle geschlossen. Schließlich aber fand er einen Weg, als er die Lüftungsöffnungen über der Haupttür direkt an der Straße untersuchte. Die metallenen Lamellen ließen sich mit ein wenig Anstrengung auseinander drücken. Blasius zwängte sich hindurch, balancierte kurz auf dem inneren Rand der Öffnung und ließ sich dann fallen. Auf der anderen Seite herrschte fast völlige

Dunkelheit, was Blasius gut passte. Er orientierte sich kurz und stellte fest, dass er in einem kurzen Gang war, an dessen Ende eine Treppe in die Tiefe führte. Er stieg die Treppe hinab, während sich seine Augen, die die ständige Nacht unter der Erde gewohnt waren, schnell an die Dunkelheit gewöhnten. Während er hinabließ, versuchte er sich einen Reim auf die Gerüche zu machen. Der bestimmende, allgegenwärtige war der menschlichen Urins. Er kannte diesen Geruch vom Bahnhof, hier aber war er alt, beißend, als seien sämtliche Wände damit getränkt. Fast ebenso stark roch es nach Feuchtigkeit und Moder, dazu ein wenig Verwesung, Rost und diverse andere Gerüche, die er an einem solchen Ort erwartete. Irgendetwas aber passte nicht. Er war sich nicht ganz klar, was es war, ein schwaches Aroma, das er nicht zuordnen konnte und das hier nicht hingehörte. Aber er kam nicht darauf und im Moment hatte er Wichtigeres zu tun – er musste Larry finden.

Die Sorge, wie er den Bewohner dieser verlassenen Latrine finden könne, wurde Blasius schneller abgenommen, als ihm lieb war. Er hatte gerade das Ende der Treppe erreicht, dass in einen Quergang mündete, hatte sich spontan für den rechten entschieden und war wenige Schritte gelaufen, als über ihm Kacheln aus der Wand flogen und mit lautem Knall auf dem Boden zersprangen. Etwas schoss aus der Öffnung in der Wand und fiel auf Blasius hinunter, er spürte nasses Fell, Krallen, die ihn packten, und Zähne in seinem Nacken.

„Was“, fragte eine scharfe, heisere Stimme, „hast Du hier zu suchen, hä?“

Blasius improvisierte in Windeseile.

„Bitte... bitte nicht.“

„Was nicht?“

„Nicht mitnehmen.“

Das schien Larry – denn Blasius hatte keine Zweifel, dass es Larry war, der auf seinem Rücken saß – etwas aus dem Konzept zu bringen. Was nicht weiter verwunderlich war, schließlich hatte Blasius selbst nicht die geringste Ahnung, worauf er eigentlich hinaus wollte. Irgendwo im Hintergrund seines Geistes formte sich eine Idee, wie er aus dieser misslichen Situation hinauskommen konnte. Etwas, dass Colin gesagt hatte...

„Wie mitnehmen? Wohin soll ich Dich mitnehmen?“

„Nein!“ heulte Blasius. „Nicht mitnehmen. Bitte nicht.“

Larry lockerte den Griff ein wenig und nahm die Zähne von Blasius Nacken.

„Was faselst Du? Ich will Dich nicht mitnehmen! Ich will, dass Du Dich schnellstens aus meinem Klo verpisst.“

„Nein!“ schrie Blasius noch lauter und, wie er hoffte, mit einem hysterischen Ton. „Nein, nein, nicht raus. Sie sind da draußen.“

„Wer?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wer sie sind. Es sind welche von denen. Sie sind hinter mir her!“

Einige endlose Sekunden lang herrschte absolute Stille, dann stieg Larry von Blasius Rücken und trat ein paar Schritte zurück. Blasius drehte sich um und sah ihn an. Larry war groß, sehr groß selbst für den Standard der Festung. Sein Fell war struppig, sein Schwanz lang und kräftig, sein Kopf riesig, er war eine beeindruckende Erscheinung. Oder wäre es gewesen – ohne diese Augen. Selbst in der Dunkelheit konnte Blasius erkennen, dass sie flackerten, ständig im Raum umherhuschten, rastlos, nur unterbrochen von einem plötzlichen Starren, mit dem er Blasius immer wieder unvermittelt fixierte. In diesen Momenten sah er tieftraurig aus, ängstlich und schwach.

„Wer ist hinter Dir her?“ fragte Larry, mit dieser scharfen Stimme, die so gar nicht zu seinen Augen passte. Oder doch? Blasius glaubte, ein leichtes Zittern zu hören.

„Ich weiß es nicht“, jammerte er. „Ich weiß nicht, wer sie sind. Sie... sie sind hinter mir her. Einige von ihnen sind Katzen, aber die anderen...“ er schaffte es, ein paar Tränen heraus zu drücken, während er seinen Kopf in den Pfoten vergrub. Larry betrachtete ihn eine Weile nachdenklich.

„Komm mit“, sagte er schließlich.

„Nein“, schrie Blasius, „bitte nicht.“

„Halt endlich den Mund und folge mir, Du Idiot!“ zischte Larry. „Ich bin keiner von denen. Sie sind auch hinter mir her.“

Blasius sah auf.

„Wirklich?“

„Ja. Moment.“ Er verschwand hinter der Ruine eines dieser Automaten, aus denen die Menschen ihre Rauchtrogen bezogen und kam mit etwas wieder hervor, das wie zwei kleine silberne Teller aussah. Er reichte Blasius einen der Teller. Das Ding schien aus einer Art metallenen Folie gepresst zu sein.

„Setz das auf Deinen Kopf. Drück es gut ins Fell, damit es nicht verrutscht.“

„Was ist das?“

„Strahlenblocker. Damit sie uns nicht orten können. Sie wissen, dass ich hier im Bunker wohne, aber sie kennen mein Versteck nicht.“ Er lachte. „Sie finden nicht durch das Labyrinth. Und ihre Strahlen können mich nicht orten, weil ich den Blocker trage, bis ich tief genug im Bunker bin. Setz ihn auf. Und dann komm mit.“

Ohne weiter zu fragen – Fragen konnten in diesem Falle nur schaden – drückte Blasius den seltsamen kleinen Teller auf seinen Kopf. Es dauerte einen Moment, bis er ihn so befestigt hatte, dass er hielt, aber Larry wartete geduldig. Als Blasius fertig war, prüfte Larry selbst noch einmal den Sitz des Dings, war's zufrieden und nickte.

„Gut. Jetzt können sie Dich auch nicht finden. Versuch aber trotzdem, nicht zu angestrengt nachzudenken. Besonders nicht über sie. Ich weiß, das ist schwer, aber sie können Deine Gehirnströme orten.“

Blasius nickte stumm. Er brauchte nicht viel Schauspielkunst, um Sprachlosigkeit vorzutäuschen.

„Komm jetzt!“

Larry führte ihn durch den Gang, entgegen der Richtung, aus der Blasius gekommen war. Nach kurzer Zeit zwängten sie sich durch den Spalt zwischen einer halb ausgeschlagenen Tür und der Wand und waren in einem Raum mit mehreren kleinen Separees, deren Türen allesamt fehlten oder auf dem Boden lagen. In jedem Separee stand ein ovales Becken auf einem niedrigen Sockel. Der Geruch nach Urin war hier viel stärker. Larry erkletterte eines der Becken, Blasius folgte ihm.

„Keine Angst. Sie sind schon lange trocken. Keine Gefahr zu ertrinken.“

Blasius nickte und krabbelte hinter Larry her, der in die Bodenöffnung des Beckens gekrochen war. Von dort aus gelangten sie in einen Gang mit runden Wänden, ein Rohr offenbar. Es führte steil abwärts, aber die Wände boten genug Halt. Nachdem sie eine Weile in völliger Dunkelheit abwärts geklettert waren, sagte Larry:

„Vorsicht jetzt. Wir müssen da vorne durch das Loch. Rutsch nicht ab.“

Tatsächlich befand sich wenige Meter weiter ein gewaltiges Loch in der Wand des Rohres. Blasius tastete sich vorsichtig hinaus – und griff ins Leere. Schnell zog er sich zurück.

„Larry! Wo bist Du?“

„Hier. Du musst Dich ein Stück weiter aus dem Rohr hängen. Hier ist eine Nische in der Wand. Du musst nur einfach rüber klettern.“

Vorsichtig schob Blasius sich vorwärts und witterte. Es roch tatsächlich nicht nach einem Abgrund oder einer Schlucht, zumindest nicht nach einem Abgrund oder einer Schlucht wie er sie kannte. Er strengte seine Augen an, glaubte die Wand vor sich zu sehen und streckte die Pfote erneut aus. Tatsächlich – da war ein Halt. Er zog sich hinüber und zwängte sich zu Larry in die Nische.

„Und jetzt?“

„Warte.“

Larry scharfte an der Wand vor sich und schob ein Stück Beton zur Seite.

„Der Bunker ist nicht mehr so stabil, wie er mal war“, erklärte er, ohne sich zu Blasius umzudrehen. „Die Menschen haben ihn ausgehöhlt, als sie das öffentliche Klo hinein gebaut haben. Teilweise zumindest. Aber keine Sorge – da, wo ich wohne, ist er noch so stabil wie früher.“

„Das tröstet mich“, sagte Blasius.

„Ja, nicht wahr?“

Der Geruch, den Blasius oben nur vage wahrgenommen hatte, hier war er überwältigend und nun erkannte er ihn auch. Es war ein Geruch, der ihm vom Bahnhof her vertraut war: Papier. Altes Papier.

Er folgte Larry in den Gang, der sich hinter dem Loch in der Wand auftat und erst nach einer Weile wurde ihm klar, dass es die Wände des Ganges waren, die so rochen. Larry betätigte einen verborgenen Schalter und schwaches, künstliches Licht flackerte in Röhren an der

Decke auf. Die Wände waren aus Papier – aus unzähligen Stapeln aus Büchern, Schriftstücken, Heften und Dokumentordnern. Staunend blieb er stehen. Larry merkte es, drehte sich um und lachte.

„Ja, nicht wahr, das ist verrückt. Das ist ein riesiger Raum hier. All die Bücher, die Ordner und die Papiere waren schon hier, als ich hier rein gekommen bin. Ich glaube, die Menschen haben sie vergessen. Ich habe sie ein wenig zurecht geschoben, hier und da etwas verändert, ein paar Tunnel genagt – jetzt ist es mein Labyrinth.“

Und das war es tatsächlich – die Gänge verliefen mal gerade, mal in wildem Zickzack, kreuzten sich, verliefen auf mehreren Ebenen und es war kaum zu unterscheiden, welche Durchgänge Larry künstlich angelegt hatte und welche sich ergeben hatten, als die Menschen diesen Raum mit Papier gefüllt hatten. Das Papier selbst war an manchen Stellen faul und schimmelig, an anderen trocken, vergilbt und rissig, an wieder anderen wie neu. Es dauerte nicht lange und Blasius hatte die Orientierung völlig verloren.

„Wie um alles in der Welt findest Du Dich hier zurecht?“

„Oh, das hat nicht lange gedauert. Wenn man die Gänge ein paar mal abgeht – Du weißt ja, Ratten und Labyrinth.“

Blasius hatte keine Ahnung, wovon Larry sprach, aber er hielt es einmal mehr für klüger, nichts zu sagen.

Sie kamen durch einen sehr engen, niedrigen Gang, der hoch oben unter der Decke verlief, als sich plötzlich ein Abgrund vor ihnen öffnete. Blasius setzte zum Sprung an aber Larry hielt ihn zurück und deutete in die Tiefe.

„Das wäre keine gute Idee.“

Blasius schaute nach unten. Zuerst sah er nichts, dann gewöhnten sich seine Augen an die seltsamen Strukturen der Papiere am Boden. Und er sah die Nägel. Sechs lange, spitze Nägel ragten aus dem Boden des Schachtes.

„Kleine Überraschung für ungebetene Gäste“, erklärte Larry im Plauderton. „Auf der anderen Seite findest Du keinen Halt. Nur dünnes Papier über Glas. Hab ’nen Spiegel gefunden. Keine Ahnung, wo der her ist. Also lass das mit dem Springen besser.“

Blasius schluckte. „Aber wie..“

„Jahaha! Das ist der Trick!“

Larry steckte den Kopf unter einen der Ordner, die die Wand rechts von ihnen bildeten und zog ein langes Stück Holz hervor, das er über den Abgrund schob.

„So. 1a Brücke. Übrigens – falls Du Dich jetzt fragst, warum ich Dir meine Sicherheitsvorkehrungen zeige – ich habe unterwegs schon ein paar Fallen abgeschaltet. Hast Du gar nicht gemerkt, was?“

„Nein“, sagte Blasius.

„Jahaha! Siehst Du? Komm!“

Er folgte Larry über die Brücke und gelangte in einen kurzen Gang, der wieder in einen Abgrund mündete. Hier aber gab es keinen Weg auf die andere Seite, stattdessen begann Larry, an der Wand abwärts zu laufen. Blasius tat es ihm nach, das Klettern gestaltete sich an der zerklüfteten Wand aus lange vergessenem Schrifttum nicht besonders schwer. Am Boden des Turmes oder Kamins führte ihn Larry zu einem kleinen Durchbruch im Beton, der mit rostigen Gittern versehen war. Hinter dem Gitter hatten die Menschen etwas angebracht, das wie eine massive Holzplatte aussah, aber auch da hatte Larry offensichtlich ein wenig nachgebessert – am unteren Rand der Platte ließ sich ein verborgener Spalt auseinander drücken.

„Da wären wir“, sagte Larry.

Vor dem staunenden Blasius öffnete sich ein komfortabel großer, niedriger Raum. Ob die Wände aus Beton waren, aus Holz oder Papier konnte Blasius nur vermuten – Larrys Wohnung war rundherum mit der selben silbernen Folie ausgeschlagen, aus der die Teller bestanden, die sie auf dem Kopf trugen, offenbar in mehreren Lagen. Von der Decke herab hing etwas, das wie ein großer Käfig aussah. In einer Ecke hatte Larry einen Vorrat an Essen und Getränken gelagert, Wasser in Flaschen aus diesem leichten, durchsichtigen Material, Kunststoff, haltbare Speisen. Er erkannte Körner, Brotkanten, trockenes Obst und getrocknetes Fleisch. Den meisten Platz aber nahmen die Blätter ein – bedrucktes Papier aus Büchern der Menschen, akkurat zu Stapeln geordnet, die fast den ganzen Boden bedeckten. Zögernd trat Blasius ein.

„Noch ein Labyrinth?“

„Hm?“

„Na... das hier.“

„Das? Oh, nein, nein“, Larry sah sich fahrig um und lachte. „Nein, das ist meine Bibliothek.“

„Oh.“

„Ja, ich habe alles, was ich über sie finden konnte, zusammengetragen.“ Er sah sich mit sichtlichem Stolz um. „Das ist mein Lebenswerk. Und es ist noch lange nicht fertig. Ich suche immer weiter. Die Hinweise sind verborgen. Es ist schwer, sie zu finden. Die Eingeweihten haben sie gut versteckt.“

„Die Eingeweihten?“

„Ja, die Eingeweihten. Als ich anfing zu begreifen, was passiert, habe ich noch gedacht, es steht alles in diesem dicken Buch der Menschen, der Bibel. Aber dann habe ich begriffen, dass die Hinweise überall sind. Schau her.“ Er zog ohne zu suchen ein dünnes Stück Papier aus einem der Stapel und schob es Blasius hin. „Kannst Du Menschenzeichen lesen?“

„Ja.“

„Lies.“

Blasius las laut vor:

„...oder auf ihrer Stirn anbringen Siebzehn und dass niemand kaufen oder...“

„Lies ab hier“, unterbrach ihn Larry und zeigte auf eine Stelle etwas unterhalb des Seitenanfangs. „Und lass die kleinen Zahlen weg.“

„Hier?“

„Ja.“

„Gut... äh... Hier ist Weisheit vonnöten. Wer Verstand hat rechne die Zahl des Tieres aus! Es ist nämlich die Zahl eines Menschen. Und seine Zahl ist 666. Das Gefolge des...“

„Nein, das war es schon. Die Zahl – 666.“

„Ja – und?“

„Hast Du Dir schon mal über die 23 Gedanken gemacht?“

„Worüber?“

„23. Die Zahl. Zwei mal drei – das ist sechs.“

„Ja?“

Larry sah ihn mit ehrlichem Bedauern an. „Du weißt gar nichts, oder? Die 23 sagt Dir gar nichts.“

„Ich...“

„Aber warte – hier ist noch was. Moment.“

Er lief an seinen Stapeln entlang, stoppte vor einem, zog mit selbstverständlicher Sicherheit ein weiteres Blatt hervor und brachte es zu Blasius.

„Lies! Ab da.“

Blasius warf ihm einen Blick von der Seite zu und las:

„Na schön“, sagte Deep Thought. „Die Antwort auf die große Frage“ – ‚Ja!‘ – ‚nach dem Leben, dem Universum und allem‘, sagte Deep Thought. – ‚Ja!‘ – ‚lautet‘, sagte Deep Thought und machte eine Pause. – ‚Ja!‘ – ‚lautet‘ – ‚Ja!!!???’ – ‚Zweiundvierzig‘, sagte Deep Thought mit unsagbarer Erhabenheit und Ruhe.“

Blasius lachte schallend. Larry sah ihn erstaunt an.

„Was ist?“

„Na... 42. Als Antwort auf die letzte aller Fragen. Das ist doch...“, er lachte wieder. „Wer ist dieser Deep Thought?“

Larry nahm ihm das Blatt weg. „Es gibt ihn nicht. Er ist eine Figur in einem Buch. Ein Buch, das nur geschrieben wurde, um diesen Hinweis zu verstecken.“

„Welchen Hinweis?“

Larry schüttelte den Kopf. „42! Hast Du es nicht begriffen?“

Blasius dachte angestrengt nach und versuchte, sich in Larrys Gedankenwelt einzufinden.

„Acht?“ sagte er schließlich.

„Was?“

„Acht. Zwei mal vier – Acht.“

Larry seufzte. „Zwei. Und! Vier.“

„Hm?“

„Zwei und vier – was macht das?“

„Sechs.“

„Ja. Siehst Du?“

„Was sehe ich?“
 „Die sechs! Überall: 666. 23. 42. Über sieben Brücken musst Du geh'n...“
 „Das sind sieben.“
 „Nein! Eben nicht! Siebenmal wirst Du die Asche sein – aber einmal auch der Helle Schein. Einmal Asche fällt weg – eine Brücke weniger. Sechs! Sechs Brücken! Siehst Du das Muster?“
 „Ähm...“
 „There are six men in Birmingham and in Guilford there are four...“
 „Wie bitte?“
 „Was? Ach so... äh... da sind sechs Männer in Birmingham und vier in Guilford... das ist aus einem Lied. Ist es nicht klar?“
 „Was?“
 „Eine doppelte Sechs! Sechs Männer. Und sechs mal vier ist 24. Und die Quersumme aus 24 ist... na?“
 „Sechs“, sagte Blasius matt.
 „Es ist überall. Überall!!! Das kann kein Zufall sein. Die Zahl des Tiers!“
 „Ja – und was bedeutet das?“
 Larry, der während seiner Erklärungen aufgeregt auf und ab gelaufen war, blieb stehen und sah Blasius mit diesem tiefen, traurigen Blick an.
 „Ich weiß es nicht genau. Ich habe eine Vermutung und ich muss nah an der Wahrheit sein, denn sie versuchen, mich umzubringen. Aber mir fehlen noch ein oder zwei Puzzlestücke.“
 „Vielleicht kann ich Dir helfen, sie zu finden?“
 Larrys Augen wurden schmal. „Nein“, sagte er nach einer kurzen Weile, „nein, lass mal. Ich forsche alleine.“ Er sah Blasius weiter an, scharf und misstrauisch diesmal. „Wie heißt Du eigentlich?“
 „Ich? Oh...äh...Bla...bert. Blabert.“
 „Blabert? Komischer Name.“
 „Oh ja“, sagte Blasius und redete, was sein Improvisationstalent ihm eingab. „Was meinst Du, wie sie mich zu Hause geärgert haben. ‚Blabert labert!‘ Immer, wenn ich es ihnen erzählen wollte.“
 „Was erzählen?“
 „Na – von denen. Ich meine...“, seine fieberhaft arbeitende Phantasie setzte die Geschichte zusammen, während er redete, „...ich verstehe nicht so viel davon wie Du. Ich verstehe eigentlich gar nichts davon. Ich war auf der Suche nach... ähm...“, er schaffte es, schwer verlegen auszusehen, „einem Platz, wo meine Gefährtin und ich... du weißt schon...“
 „Was? Nachforschen konnten?“
 „Ähm... nein, wir wollten uns eher paaren.“
 „Ach so, das. Ja? Und dann?“
 „Na ja, da war diese... dieser Kellerschacht. Ich bin reingeklettert und da war ein Raum voller... voller Bücher. Ich war plötzlich ganz neugierig und wollte in eins hinein sehen, und da kam diese... schwarze Katze...“

„Ha!“ rief Larry. „Das ist es! Katzen! Ich habe es gewusst! Und schwarz war sie, ja?“

„Ja. Ist das wichtig?“

„Ich weiß nicht. Ich denke, alle Katzen gehören zu ihnen. Oder die meisten. Aber es ist interessant, dass sie schwarz waren. Manche Menschen glauben, dass sie schwarze Hubschrauber benutzen, und...“

„Was für Dinger?“

„Hubschrauber. Diese fliegenden Maschinen mit den Rotoren.“

„Ach die.“

„Ja. Heißen die bei Euch anders?“

„Was? Oh... äh... ja. Ja, wir nennen sie... Rotorflieger.“

„Ja? Komisch, nie gehört...“

„Du meinstest, das hatte was zu bedeuten? Dass sie schwarz war?“

„Wer?“

„Die Katze.“

„Welche... oh, ja, ja klar. Kürzlich gab es einen Menschenfilm über eine Geheimorganisation der Menschen – *Men in Black*. Männer in Schwarz.“

Blasius gab sich ein nachdenkliches Aussehen. „Jetzt, wo Du es sagst... es war eine schwarze Katze, die mich vertrieben hat. Und ich habe schwarze Vögel gesehen... und eine Mensch in einem komischen schwarzen Gewand. Vorhin. Sie wollte mich töten.“

Larry nickte. „Ja, Du beginnst zu verstehen. Es ist ein Muster. Du musst mir alles erzählen, Blabert, aber nicht jetzt. Lass uns erst etwas essen. Übrigens – ich bin Larry.“

„Larry“, sagte Blasius. „Interessanter Name. Essen ist eine gute Idee. Ich habe grausigen Hunger.“

DIE AUTOREN

FITNAT AHRENS

1. TEIL



Über mein Leben: Ich wurde am 06.11.1963 in Izmir (Türkei) geboren. Ich lebe seit 1989 in Bayern, bin verheiratet und habe zwei Töchter im Alter von 7 und 20 Jahren.

Ich schrieb schon mit 11 meine ersten Gedichte und träumte davon, Bücher zu schreiben und als Autorin zu leben. 1983 gründeten ich und ein paar befreundete Schauspieler gemeinsam mit dem berühmten türkischen Rockmusiker Asim Can Gündüz unser Kabarett „Tatli & Aci“ („Süß & Scharf“). Ich schrieb mitunter die Parodien und Bühnenstücke für unsere Tournee.

1996 habe ich meinen ersten Gedichtband „Ölümün Dansı“ („Tanz des Todes“) mit zusätzlich zwei Kurzgeschichten in türkischer Sprache veröffentlicht. In Deutschland habe ich mehrere Kurzgeschichten und Märchen bei den regionalen türkischen Zeitschriften „Atlantik“ in Ingolstadt, „Mega Magazin“ und „Yeni Posta“ veröffentlicht.

Warum ich schreibe? Das Schreiben ist ein Teil meines Weges geworden, den ich schon lange als mein Ziel betrachte.

Dass drei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet mir sehr viel, weil es für meine deutschsprachigen Texte in Zukunft sehr wichtig ist. Kurz gesagt, ich werde viel selbstbewusster, was das Deutsch-Schreiben angeht.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann sind das viel mehr Mitglieder, die mit Herz schreiben und mit Herz lesen.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind Feindseligkeiten.

3.TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ... Dirk. ☺

Hängebauschweine sind verwandt mit meinem Kater Raffael ... Äh, glaube ich zumindest.

Kleingartenvereine sollten nicht aussterben.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Ich habe 6 Richtige im Lotto!!!

LOTHAR DIEHL

Schredderjazz

1. TEIL



Dieses Foto gibt meinen Typ wieder

Über mein Leben: Verkrachte Nebenjobexistenz mit ungewissem Studienausgang. Morgencholeriker und Mitternachtssanguiniker.

Warum ich schreibe? Wie meinte letztens die Pennerin in der Sparkasse, als man ihr sagte, dass Rauchen ungesund ist: Was bleibt mir denn sonst noch!?!

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, hat mich sehr gefreut. Ich würde mir wünschen, dass ich wie Marcel Proust den Fragebogen dreimal ausfüllen darf.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann, dass sich Hans-Jürgen Hilbig in Wolfgang Hilbig verwandelt.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, sind Menschen, die sich mit Elfriede-Jelinek-Texten erotisch stimulieren.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ... Sorry, ich hasse Spontanitäts- und Humorausbrüche in den dafür vorgesehenen Textfeldern. Das wirkt so eingezäunt wie der rheinische Karneval, und da gibt's immerhin noch Bier ...

Hängebauchschweine sind ... Aus welchem Ravensburger-Spiel hast du eigentlich diese Satzanfänge abgeschrieben?

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: als weidär – hessisch für panta rhei.

SANDRA EBERWEIN

Flocke

1. TEIL

Über mein Leben: Vor 30 Jahren im Süden Thüringens geboren, über verschiedene Schulen bis zum Abitur hochgelernt, anschließend Steuern gepaukt



und bis heute auf diesem Gebiet tätig. Privat bereits seit langem glücklich verbandelt, seit einiger Zeit auch mit eben jenem Herrn verheiratet. Schon als Kind große Affinität zu Worten in jeglicher Form, am liebsten Bücher. Erste Schreibversuche mit 16, seitdem fast ausschließlich Lyrik.

Warum ich schreibe? Weil ich irgendwann gemerkt habe, dass ich besser mit Worten als mit einem Pinsel umgehen kann ...

Dass zwei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich Anerkennung und Freude, dass ich auch dabei sein darf.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann dass es uns noch lange als Austauschbörse für Gedanken und Texte erhalten bleibt.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sucht man besser anderswo.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ihm wohl ein guter Freund in kalten, dunklen Wintern.

Hängebauschweine sind nicht die schönsten, aber wie vieles andere auch zu irgendeinem Zweck auf der Welt.

Kleingartenvereine sollten besser gegossen und gedüngt werden, damit sie eines Tages mal schöne Großgartenvereine werden.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: ***gerührte (nicht geschüttelte!) Tränen aus den Augen wisch*** Oh, ich bin ja soooo überwältigt, ich hätte ja nie zu hoffen gewagt, dass ausgerechnet ich in diese Anthologie ... nein, wirklich. Danke an meine Familie, die mich bei all meinem Unsinn immer unterstützt hat, meinen Mann für sein Verständnis und seine inspirierenden Küsse, meine Grundschullehrerin, weil sie mir das Schreiben beibrachte und meinen Lesern für ihre Treue und und und ... Sprach's und schniefte geräuschvoll ins Taschentuch.

HERBERT EITER

1. TEIL

Über mein Leben: Gescheit – gescheiter – gescheitert.

Warum ich schreibe? Um nicht in Agonie zu verfallen. Um den Leuten zu zeigen, dass die Kacke ordentlich am Dampfen ist. Um meinem Weltschmerz zu frönen. Um Jesus ans Bein zu pissen. Um für die Gleichberechtigung der Negation, des Pessimismus und der Antiutopie in der Gegenwartsliteratur zu kämpfen. Um mich zu amüsieren. Bevorzugt über andere, gelegentlich auch über mich selbst.



Dass zwei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass sie besser sind, als ich dachte.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist das ein Troll, der etwas mehr Klasse hat, mehr Geist, Esprit und Aberwitz. Und – doch das hängt unmittelbar mit

dem ersten Wunsch zusammen – etwas weniger Selbstgefälligkeit.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das findet man woanders.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war blau.

Hängebauchschweine sind auch Menschen.

Kleingartenvereine sollten an die Börse gehen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

Man, you should have seen them kicking Edgar Allan Poe.

TOLYA GLAUKOS

1. TEIL



Tolya Glaukos, geboren 1971 in Erlangen: Abitur, Zivildienst beim Diakonischen Werk Erlangen, zahlreiche Reisen mit längeren Aufenthalten, u.a. nach Ozeanien und Südostasien. Studium der Germanistik und Kulturwissenschaft in Berlin. Ausbildung im Internet-Publishing. Verschiedene Tätigkeiten u.a. als Journalist, Redakteur, Lektor, Webdesigner. Publiziert vorwiegend Prosa der fabulistischen Tradition, unternimmt aber auch Exkursionen in lyrische Gefilde. 2003 erschien sein erstes Buch "Die Jungesellenmaschine" im Palimpsest Verlag.

Warum ich schreibe? Um meinen Lesern neue Gedanken und Ideen zu geben.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich hoffentlich nicht, dass ich jetzt berühmt und reich werde und daraufhin meine kreative Ader einbüße. ;-)

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist es eine vollautomatische und sich niemals irrende Rechtschreibkontrolle.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ist ein handgeschriebenes Gedicht.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war hellgrün.

Hängebauchschweine sind nicht im Besitz von hellgrünen Wärmeflaschen.

Kleingartenvereine sollten keine Zäune mehr haben dürfen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit (nach Karl Valentin).

ANNETTE HAUG

Patina

1. TEIL

Über mein Leben: Ich bin am 01.06.1966 in Ulm geboren.

Von Beruf bin ich Grafik-Designerin.

Ich habe einen Sohn, der 10 Jahre alt ist und bin geschieden.



Warum ich schreibe? Vor sieben Jahren hat mich die Schreibwut gepackt. Es wurde zu einer Sucht. Damals ist meine Ehe auseinander gegangen.

Dass drei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich sehr viel. Ich freue mich sehr darüber.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche dann, dass es noch mehr Mitglieder bekommt und dass es weiter so geht.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, sind dumme Menschen.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war eine rote Couch.

Hängebauchschweine sind die besten Haustiere.

Kleingartenvereine sollten verbrannt werden.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

Life is a picture, if you don't take it, you've lost it.

HANS-JÜRGEN HILBIG

Hilbi

1. TEIL



Über mein Leben weiß ich nichts zu sagen.

Warum ich schreibe? Weil ich doch nicht den ganzen Tag am Computer Fussball spielen kann.

Dass sechs meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich eine Katastrophe.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann Gesundheit.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ... ?

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ein Nichtschwimmerbecken.

Hängebauchschweine sind wichtig.

Kleingartenvereine sollten besser organisiert sein.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Peng!

SARAH KALINOWSKI

Muffin

1. TEIL

Über mein Leben: Ich hätte mir kein langweiligeres, geordneteres und normaleres Leben wünschen können. Ich bin in einen unspektakulären Kindergarten gegangen, spät in die Schule gekommen, weil ich klein und unscheinbar war, ich bin mit



dem langweiligsten Zeugnis der Welt (meine Grundschullehrerin freute sich, weil es wenig Schreibearbeit war) aufs Gymnasium gekommen und hab da das langweiligste Abi des Jahrgangs gemacht (leider nicht ganz so sparsam mit Buchstaben, wie mein Grundschulzeugnis).

Momentan studiere ich einen langweiligen Studiengang auf Lehramt. Mit den nichtssagenden Fächern Germanistik, Theologie und Kunst.

Ich komme zu dem Schluss, dass mir in meinem Leben nicht viel spannendes passiert ist. Außer O livro. ;-)

Warum ich schreibe? Kennt Ihr das Gefühl, wenn es einem in den Fingern kitzelt? Wenn man denkt, dass genau diese Geschichte der Menschheit noch fehlt? Genau das ist der Grund. Das passiert mir ständig. Dummerweise hab ich oft grade in diesem Moment keine Tastatur da, um meine Gedanken umzusetzen. Wenn ich einen Laptop hätte, würde ich der Welt immer neue, immer längere sinnlose Geschichten beschenken.

Dass zwei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich mehr, als ich aufschreiben kann.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann dass es genau so bleibt, wie es ist. Perfekter kann man gar nicht werden.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ... ?

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war betrunken im Kühlschrank eingeschlafen?

Hängebauschweine sind erstaunliche Geschöpfe. Wie konnte sich ein Tier als evolutionär vorteilhaft erweisen, das so aussieht? Eigentlich können sich nur Menschen so etwas unpraktisches ausdenken. Ist das eine Züchtung?

Kleingartenvereine sollten verboten werden. Nachbarschaftskriege sind schon schlimm, aber nicht gegen Kleingartenbesitzernachbarn.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

Zwiebelkuchenalabastagetränkegutscheinpeinlichkeitenregister.

KATO

1. TEIL

Warum ich schreibe? Vielleicht, um einmal das schreiben zu können:

*Mein schönstes Gedicht?
Ich schrieb es nicht.
Aus tiefsten Tiefen stieg es.
Ich schwieg es.*

(Mascha Kaléko)

NORBERT LANGE

Hieranonuemus

1. TEIL



Über mein Leben: Geboren Gdynia (Polen); Schule bei Koblenz; Studium Berlin, Leipzig.

Warum ich schreibe? Weil es mir gefällt, ich möchte nichts anderes.

Dass fünf meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich: Schön, danke.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann: Weitermachen und gute Texte. „Sei immer munter...“

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war geklaut.

Hängebauchschweine sind unpoetisch.

Kleingartenvereine sollten öfter in Gedichten auftauchen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: 42.

FRIEDERIKE LINSCHIED

Edekire

1. TEIL

Über mein Leben: Was soll es denn da zu erzählen geben, so lang ist es schließlich noch nicht. Das ist natürlich gelogen, es gäbe viel aus meinem kurzen



Leben zu erzählen. Aber das ist entweder uninteressant oder erlaubt den Schluss, dass ich und meine Umgebung einen völligen Sockenschuss haben. Man beachte dieses Wort: Sockenschuss.

Warum ich schreibe: Das weiß ich nicht. Weil ich einmal damit angefangen habe, vermutlich. Eine Art chronische Erkrankung.

Dass sieben meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass ihr irre seid.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann sind das noch viele Leute, die dazukommen, ohne dass die Gemeinschaft zerbricht.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind Langweiler.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war grün gepunktet.

Hängebauchschweine sind äußerst empfehlenswerte Tiere?

Kleingartenvereine sollten Literaturclubs gründen, vermutlich.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

And I passed a cow and the cow was brown.

STEFAN MIKUS

Sick Steve

1. TEIL

Über mein Leben: Was gibt's da zu berichten? Nicht viel. Ich bin jetzt 37 Jahre alt, und diese Zeit habe ich mit Musik, Rockkonzerten, Sport, Heiraten und Kindermachen vertrödelt. Zwischen diesen Tätigkeiten habe ich dann ab und zu



was geschrieben. Meistens Sachen über Musik, Rockkonzerte, Sport, Heiraten und Kindermachen. Aber auch einen Roman, und den zweiten habe ich fast fertig. Wenn mir die Kinder zuhause mal ein bisschen Ruhe lassen, wird er sogar mal ganz fertig. Vielleicht. Wenn die Kinder 18 sind und das Haus verlassen haben.

Warum ich schreibe? Warum nicht? Ich meine, Patrick Süßkind schreibt doch auch, oder? So schwer kann es also nicht sein. Und überhaupt: Ich erzähle gerne Geschichten, weil ich auch gerne Geschichten höre. Gute, zumindest.

Dass zwei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich: Viel. Denn ich weiß, dass ein von mir geschätzter Kreis aus intelligenten Menschen dahinter steckt.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ein tausendjähriges Bestehen und die Ernennung zur Pflicht-Internetseite an deutschen Schulen.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das findet man bestimmt bei Ebay.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war undicht und brachte ihn zu Unrecht in Verdacht, ein Bettnässer zu sein.

Hängebauchschweine sind mit einer Spur Rosmarin ausgesprochen köstlich!

Kleingartenvereine sollten dem Karnickelzüchterverband angegliedert werden, um verstärkt Synergie-Effekte nutzen zu können.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Es ist unerhört! Das wollte ich schon immer mal sagen!

NANDRESEN



1. TEIL

Über mein Leben: 52 Jahre, geboren in einem kleinen Ort, Leben bestand aus Schule und Büchern , Schreiben , wohne in Berlin.

Warum ich schreibe? Ich denke, ich habe Neuigkeiten.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich sehr viel.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann Bestand.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind Schmalzstullen.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war die einzige Wärme, die er spürte.

Hängebauchschweine sind die schönsten Tiere.

Kleingartenvereine sollten die Zäune einreißen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Neues oder Altes neu.

MADELEINE OTT

kleinervogel

1. TEIL

Über mein Leben: Über mein Leben? Nun ja, zum Teil verschwende ich meine wenige Zeit wohl mit Essen und Schlafen. Dann kommt wohl das Lesen, Schreiben und Malen auf gleicher Stelle mit der schulischen und außerschulischen



Arbeit am Gymnasium Beeskow, etwa so in der Mitte davon, mit Tendenz nach oben, liegt dann O livro. Und irgendwo dazwischen versucht der v°gel fliegen zu lernen ...

Warum ich schreibe? Ich schreibe (und male) wohl aus dem einfachen Grund, dass ich Menschen ein Gefühl, eine Ahnung, einen kleinen Eindruck von mir zeigen, sie vielleicht einen Augenblick lang glücklich machen möchte ...

Dass vier meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass ich wohl so schlecht nicht schreibe. *g* Es freut mich, und macht mich auch ein bisschen stolz – auf mich und auch auf O livro.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist das, dass O livro so bleibt, wie O livro ist. Und wenn wir uns verändern, dann so, dass keiner – auch ich nicht – den Anschluss verpasst. Denn Bäume wachsen langsam, aber stetig.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, sind diktatorische Mächte, die sich jeden Morgen vor den Spiegel stellen, die Alublechhelme abnehmen und den Geist vom gestrigen letzten Glas Rotwein fragen: „Und, du, was tun wir heute?“

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war mit größter Wahrscheinlichkeit gelb und warm. Ob sie jedoch auch dicht war – das heißt, Nietzsche nach Gebrauch dieser benannten gelben noch immer einen trockenen Bauch (wenn jetzt auch warmen) hatte – darüber möchte meine Wenigkeit keine Auskunft geben.

Hängebauchschweine sind Tiere?

Kleingartenvereine sollten mehr für die Rechte der DOOFLINGE kämpfen!

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Es ist sicher unhöflich hier hinzuschreiben: „Nichts.“ Aber, um ehrlich zu sein, fällt mir nichts ein. Es gibt nichts ungesagtes, das ich Euch aber sagen sollte. Mir fehlen wahrhaftig die Worte. Aber vielleicht ist das auch gut so, denn wenn jemand zu oft gesagt bekommt, wie sehr man ihn mag, dann mag er es vielleicht nie mehr hören und dreht sich weg, und hört sich von jemand Fremden an, was der denkt ... Und trotzdem, lasst es mich noch einmal schreiben: Ich bin Euch dankbar, für all die Erlebnisse, für all die Kritiken, für ... für Eure Freundschaft. Danke!

DINA REIS

Glaspuppe

1. TEIL

Über mich selbst: Aus einer großen Stadt, wo die Sonne fünf Stunden früher aufgeht und die Menschen immer irgendwo Schlange stehen, zogen wir westwärts. Ich bin neunzehneinbisschen, geboren in dieser Stadt ohne Vergangenheit, die ihre gesamte Existenz einer Eisenbahnbrücke verdankt, grob und lechzend; mit bebenden Dielen in den wilden Jahren des Umbaus. Als Kind mochte ich kommunistische Literatur, wegen der Heldenmärchen, nicht wegen dem dahinter,



das gab es noch nicht, das habe ich erst später verstanden, etwa dann, als ich meine Eltern verstand, die die Überholspur erfunden haben müssen. Mit sieben kam mir die Sprache abhanden, und dann musste ich lernen. Mit fünfzehn ging ich nach Kanada. Mittlerweile glaube ich, dass ich die Sprache wieder und

wieder riskieren werde. Ich würde gern über einer Jazzbar wohnen, in dreckigen, lauten Städten, ich finde Strommasten romantisch, und das Rattern von Zügen, ich werfe mich gern in die Laken, das Zauberwort ist „unterwegs“, ich mag fixe Ideen und wie Lulu in „Shoppen & Ficken“ Tschechow rezitiert. Heute habe ich mein Mathematikabitur geschrieben und Chopin entdeckt, ich habe dunkle Ringe unter den Augen und denke oft in der dritten Person von mir. Ich habe noch keine Geschichte zu Ende erzählt.

Dass zwei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass Menschen zusammengekommen sind, denen meine Stimme auf dem Papier gefällt.

Warum ich schreibe? Es ist nicht alles gesagt.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann: Rock´n´Roll, Nobelpreiszähne, Weltherrschaft. In dieser Reihenfolge.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, ist literarische Selbstinszenierung.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmflasche war für ihn wohl dasselbe wie meine kleine Gummikatze für mich.

Hängebauchschweine klingen nach etwas Scheißhäßlichem.

Kleingartenvereine haben was von Legoland mit Gemüse.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Dass ich trotz meiner mangelhaften Präsenz sehr froh bin, euch zu kennen, als die einzigartige Runde, die ihr seid. Außerdem danke ich Michael dafür, dass er mir vor vier Jahren erklärt hat, dass man nicht vor jedes Wort ein Adjektiv setzen müsse, nicht unbedingt. ;-)

ALMA MARIE SCHNEIDER

1. TEIL



Über mein Leben: Es gab aufregende Phasen und ruhigere Phasen. Aus alledem ist mir das Liebste mein Sohn.

Warum ich schreibe? Es ist eine Art zu sprechen.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich, ein Profil erstellen zu müssen, ein Foto finden zu müssen. Und es ist schön.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann: O livro muß seinen Weg selbst finden.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das vermisst sicherlich auch niemand.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war nicht in meinem Bett.

Hängebauchschweine sind sensibel.

Kleingartenvereine sollten unter sich bleiben.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Es wird zu viel gesagt.

MIRKO SCHNEIDER

Hamburger

1. TEIL

Über mein Leben: Es ist ein Wellental. Es macht mich stetig (un-)glücklich.
Ergo: Alles okay!



Warum ich schreibe?
Hatte ich schon erwähnt,
dass ich ein Fan von
Joschka Fischer bin?
Natürlich nicht wegen
Visa & Co und nicht
zwingend deshalb, weil
er ein Grüner ist. Nein,
vielmehr beherrscht
unser aller Joschi
meisterhaft die hohe
Kunst (ihm) unpassende
Fragen umzudrehen. Er

doziert dann gern, dass diese Frage (die ihm gerade gestellt wurde) ja gar nicht die Frage sei. Die Frage laute vielmehr... und schwupps stellt er sich selbst eine Frage, beantwortet sie und lässt die Journalisten stehen... Die Frage in meinem Fall muss also (finde ich) vielmehr lauten: Warum ich jahrelang nicht geschrieben habe? Ehrliche Antwort: Ich neige gern und häufig dazu, mir absolut nichts zuzutrauen. Ich war daher sehr lange ein Verschwender par excellence meines vielleicht vorhandenen Talents. Die Frage ist nun, ob der Spruch „So it goes“ als Abschluss dieser Erkenntnis hier in Zukunft seine Berechtigung haben wird. Ich hoffe es nicht.

Dass keiner meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich, dass ich total versagt habe. Mein Leben kann nun nie wieder gut werden. Und da ich meinen Ruf nun völlig ruiniert habe, werde ich frei von allem Ballast wieder mit dem Schreiben beginnen. ☺

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist das, dass wir, während wir uns ständig verändern, bleiben wie wir sind.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind anspruchslose User, anödende Dauer-Harmonie und Menschen, die die öffentliche Lesung ihrer eigenen Texte scheuen.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war auf Plitsch und Platsch genau so adelig wie er selbst.

Hängebauchschweine sind neben Baby-Elefanten (kennt jemand „Dumbo“ und seine „Mama Tembo“ aus „Hatari“? ☺) die süßesten Geschöpfe dieser Erde.

Kleingartenvereine sollten nebenbei Hängebauchschweine züchten.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Sich an der Gründung dieses Clubs zu beteiligen war die mit Abstand wichtigste Tat meines Lebens. Ihr seid die Besten!

BARBARA SCHÖBER

charis



1. TEIL

Über mein Leben: Dieses ist eines der besten, die ich je hatte.

Warum ich schreibe? Weil selten, aber doch ein Wesen in mein Inneres auf Besuch kommt, das Wortbilder zaubern kann – bestehend aus Bewegungen, Eigenschaften, Orten, Befindlichkeiten, (Zwischen-)Tönen & Farben.

Dass fünf meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich einen Ansporn, auch 2005 ein paar potentielle Anwärtertexte zu verfassen.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann eine interessierte Öffentlichkeit.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ist Anarchie.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war wohl nicht so griffig wie die Peitsche, drum kam sie nie zu Zitate-Weltruhm.

Hängebauchschweine sind vielleicht auch ganz schmackhaft?

Kleingartenvereine sollten in öffentlichen Verkehrsmitteln der Leinen- und Beißkorbpflicht unterzogen werden.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Eigentlich sage ich ja immer gleich alles, was ich gern sagen will, bin daher im wirklichen Leben auch gefürchtete Spezialistin fürs „das letzte Wort-Haben“ und so sei es auch hier. Frohsinn euch allen!

MICHAEL SCHRECKENBERG

Razorback

1. TEIL



Über mein Leben: Ja, ich lebe.

Warum ich schreibe? Weil ich es muss, will und kann.

Dass drei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich Ruhm, Ehre und ein unbeschwertes Alter in Geborgenheit.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist es ein langes, glückliches, erfolgreiches Leben.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind Garantien.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war, ist und wird sein.

Hängebauchschweine sind nur gut, wenn sie schön kross sind. Und keinesfalls Ingwer verwenden. Ein Gramm Ingwer versaut das ganze Schwein.

Kleingartenvereine sollten zu Fackel und Pulver greifen, die Fahnen erheben, heraus auf die Straßen kommen und einmal mehr Throne zum Beben bringen und Kronen in den Staub stürzen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Mit einer nicht benutzten Waffe an der Hüfte sterben, das möchte wohl keiner. (Musashi)

CLEMENS SCHWARZ

Surjaninov

1. TEIL

Über mein Leben: Ach herrje, eh?!

Warum ich schreibe? Einmal: Keine Ahnung, Zweimal: Ich möchte doch gern einen 25m Swimmingpool im Garten haben.

Dass drei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich... puh, eh?!

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann weiterhin gute Gesundheit, dann ein Bilderbesprechungsforum.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, ist ein Bilderbesprechungsforum.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war braun wie die Seide seines blauen Schlafanzuges.

Hängebauchschweine sind braun wie die Seide ihrer blauen Schlafanzüge.

Kleingartenvereine sollten sich auflösen und Schwimmbadbetreibungsgesellschaften gründen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Ich habe nichts zu sagen ...

KATHARINA STÖTTINGER

mög



1. TEIL

Über mein Leben: Ein Jammertal? Ein langer, stiller Fluss? Eine Schachtel voller Pralinen? Sowas in der Richtung.

Warum ich schreibe? Die sportliche Herausforderung! Das ist wie früher bei diesen Game-Show-Spielen: Du musst eine Flüssigkeit von einer Säule zur nächsten transportieren und dabei einen Hindernisparcours überwinden. Mal sehen, wie viel ich verschützte.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich doch einiges.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann bis in alle Ewigkeit Freiheit von nervigen Pop-Ups.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das kann man im Vorhinein nicht so sagen, O livro ist wie eine Schachtel voller Pralinen. (Sinnlos es zu leugnen: Ich hab's mit den Pralinen.)

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war seine Inspiration für den Übermenschen? Ein Ersatz für weibliche Wärme? – Wahrscheinlich sonniger als ihr Besitzer.

Hängebauchschweine sind edle Tiere, für die ich schon mal rein intuitiv große Sympathie empfinde, auch wenn ich live und in Farbe noch keines gesehen hab.

Kleingartenvereine sollten sich auf der Suche nach Rat nicht an mich wenden, ich bin kein Kenner der Materie. Achja, vielleicht: ihre Sanitäreanlagen, ohne großes Aufheben darum zu machen, menschlichen Benützern der benachbarten Hundewiese zur Verfügung stellen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Nieder mit Großbuchstaben mitten im Wort!

WILLI WAMSER

Auf Eulen Schwingen

1. TEIL



Über mein Leben: "pursuit of happiness" unter anderem als Lehrer an einem Gymnasium.

Warum ich schreibe? Du bewegst Dich in der Poesie, Du nutzt das Modul "street talk of angels and devils".

Dass drei meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich happiness (... des gfalld mer fai scho ...).

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann Schnupfenfreiheit.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind Bählämmer.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ein Geschenk seiner Schwester Elisabeth, sie stickte auf das Einschlagtuch, das man am Anfang in der Brühheiß-Phase benutzen konnte, blühenden Hagedorn und saumlose Seepferdchen.

Hängebauchschweine sind ... noja ... arme S.

Kleingartenvereine sollten mehr dieser bärtig-hartleibigen Schmunzelzwerge in den Vorstand wählen.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Ich mag Petersens Troja-Film und Ingmar Bergmanns "Wilde Erdbeeren".

SARAH WASSERMAIR

Silentium

1. TEIL

Über mein Leben ist nicht wesentlich mehr zu sagen als über den ausgestopften Auerhahn, der bei meiner Großtante im Wohnzimmer steht. Nämlich: irgendwas gäbe es darüber sicher zu sagen, aber ich hab keine Ahnung, was das sein soll.



Auerhähne sind schon lebendig nicht sehr ergiebig. Sonst was Interessantes? Wenn keiner herschaut, spreche ich mit mir selbst, habe zwei Katzen und zwei Brüder und komme angeblich recht nach meinem Vater.

Warum ich schreibe? Weil ich musikalisch wie ein rostiger Gartenzwerger, sportlich wie eine tibetanische Steingartenschnecke und gesellig wie ein manisch-depressiver Kugelschreiber bin und außerdem das Organisationstalent eines Hühnchens mit Gehirnerschütterung habe – mir bleibt einfach nichts anderes übrig.

Dass sieben meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass ich jetzt diesen Fragebogen ausfüllen darf, was doch ein hübscher Zeitvertreib ist und doch irgendwie kreative Entfaltungsmöglichkeiten bietet, nicht wahr?

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann die Weltherrschaft, viele Mitglieder, die Weltherrschaft, wenig Hausaufgaben-Hilfs-Anfragen, die Weltherrschaft, viele Treffen, die Weltherrschaft, einen Goldhamster und die Weltherrschaft, wobei man über den Hamster noch diskutieren kann.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind böse, bissige und hinterlistige Menschen ... zumindest nicht an Donnerstagen um drei Uhr früh während der Apokalypse und eines europaweiten Stromausfalls.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war sicherlich gelb, wahrscheinlich aus Gummi, eher nicht göttlich und auf jeden Fall tot.

Hängebauchschweine sind die Lieblingstiere von meinem kleinen Bruder, wobei ich mit der Behauptung, dass das auf Gegenseitigkeit beruht und er da einfach Seelenverwandte gefunden hat, recht allein auf weiter Flur dastehe. Was aber unfair ist, weil ich damit sicher Recht habe.

Kleingartenvereine sollten in Ruhe gelassen werden, weil das auch nur Menschen sind, zumindest so lange, wie sie möglichst fern von Aschach sind – dann kann man allerdings über den Einsatz von ABC-Waffen und großen, gaaaanz großen Hunden diskutieren.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Es ist eine Frechheit, dass die Eier aus Freilandhaltung im Supermarkt so weit oben im Regal sind. Das gehört jetzt zwar nicht hier her, aber wenn's doch wahr ist! Kleine Menschen müssen dann a.) auf unwürdigste Weise hüpfen und sich recken oder b.) auf das Kühlregal klettern und dann schauen einen die Verkäuferinnen böse an. Wenn fragen, ob er mir die Freilandeierschachtel heruntergibt, will ich aber auch nicht, weil das unter meiner Würde ist. Das wollt ich schon immer mal loswerden und fühle mich jetzt dementsprechend erleichtert.

SUSANNE WERTH

1. TEIL

Geboren wurde ich am 10. Oktober 1969 in Leverkusen und verbrachte die ersten 30 Jahre meines Lebens im Rheinland, bis ich nach Bayern umgesiedelt bin.



Weiterhin bleibe ich aber von der rheinischen Kultur geprägt, was sich mit ein bisschen Charme, Geduld und Fingerspitzengefühl auch wunderbar mit der bayerischen verträgt. Inzwischen mit einem Ureinwohner verheiratet, sehen wir der Gründung unserer Mischfamilie mit Spannung und Freude entgegen.

Was niemand weiß: Angefangen habe ich eigentlich mit dem Schreiben von Gedichten, etwa im Alter von 12 Jahren, habe aber sehr bald festgestellt, dass ich dafür keine allzu große Begabung habe. Daher habe ich mich für Prosa entschieden und bin bis heute dabei geblieben.

Wann immer ich neben meinem Beruf dafür Zeit und Muße finde, versuche ich die zahlreichen Seiten des Lebens in Form von Märchen und Geschichten zu beleuchten.

Warum ich schreibe? Schreiben ist für mich Entspannung pur. Besinnung auf mich selbst und Wechsel zwischen den Welten.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich, dass die Jury aus total netten Menschen bestanden haben muss, die es gut mit mir meinen.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche dann, dass alles so bleibt, wie es ist.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das sind „tote Foren“.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war ein Erbstück seiner Ur-Ur-Ur-Großmutter väterlicherseits, und wurde im Jahre 2001 zur Quietsche-Ente des russischen Präsidenten umgeändert.

Hängebauchschweine sind friedliche Haustiere für Familien mit Kindern, solange man nicht versucht, ihnen eine Schönheits-OP in Form der Fettabsaugung zu verpassen.

Kleingartenvereine sollten endlich einsehen, dass ihre Existenz völlig nutzlos ist, und alle Mitglieder verpflichten, den nächsten Psychologen zur Bewältigung dieser Tatsache aufzusuchen.

ABSCHLUSS

Was ich schon immer mal sagen wollte: Ich finde es schrecklich, dass es in Bayern keine vernünftigen Pommesbuden gibt!

DIRK WIENECKE

gelbsucht

1. TEIL

Über mein Leben: Sagen wir es mit den Worten von David Copperfield: "Ob ich mich zum Helden meiner eigenen Geschichte entwickeln werde oder ob jemand anders diese Stelle ausfüllen soll, wird sich noch zeigen."



Warum ich schreibe: Weil etwas in mir ist, das nach draußen will. Und weil mich die Möglichkeiten der Sprache, der Phantasie und des Geistes immer fasziniert und gefesselt haben.

Dass einer meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurde, bedeutet für mich, dass ich dazugehöre. Und zu O livro zu gehören, ist ein schönes Gefühl.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann ist es, dass aus diesem Forum noch mindestens zehntausend gute Texte, hundert neue Freundschaften und ein Nobelpreisträger hervorgehen. ;-)

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ist Langeweile.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war nach neuesten Erkenntnissen der Historiker undicht.

Hängebauchschweine sind total versaut.

Alle Kleingartenvereine sollten sich auf Anraten des Innenministeriums bewaffnen, um dem internationalen Terrorismus Saures zu geben.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte:

I am he as you are he as you are me and we are all together. (The Beatles)

THOMAS ZECH

Spiderman

1. TEIL

Über mein Leben: Bin 30 Jahre alt, lebe seit fast vier Jahren in Marburg (Hessen), komme ursprünglich aus München und arbeite als Psychologe in einer psychosomatischen Klinik.



Warum ich schreibe? Habe vor langer langer Zeit damit angefangen und habe es nicht geschafft, rechtzeitig damit aufzuhören. Das ist so ähnlich wie mit dem Rauchen. Wenn ich mal eine Zeit lang nichts geschrieben habe, fühle ich mich unwohl und bekomme einen komischen Geschmack im Mund. Wenn ich dann was schreibe und mir sogar etwas gelingt, bin ich wieder ein bisschen glücklich.

Dass fünf meiner Texte in diese Anthologie aufgenommen wurden, bedeutet für mich eine Anerkennung. Es freut mich immer sehr, wenn andere Menschen mit meinen Texten etwas anfangen können. Schließlich geht es mir beim Schreiben darum, etwas mitzuteilen.

2. TEIL

Wenn ich O livro eines wünsche, dann Energie und Bewegung, überhitzte Diskussionen, Kontroversen, diskussionsfreudige Neuzugänge und mutige Texte.

Was man bei O livro jedoch garantiert nicht findet, das ist eine Woche, in der gar nichts passiert.

3. TEIL

Nietzsches gelbe Wärmeflasche war für ihn einer der wenigen Gegenstände, mit denen er sich auf einfache Weise ein gutes Gefühl verschaffen konnte.

Hängebauschweine sind in meiner Kindheit ein beliebtes Schimpfwort gewesen, 4. Klasse etwa: "Du Hängebauschwein!" begleitet von einem kindlichen Giggeln, das eine Vorahnung darauf gab, dass so etwas Schreckliches wie Pubertät bald möglich werden könnte.

Kleingartenvereine sollten nicht immer mit abschätzig-akademischer Arroganz betrachtet werden, denn Kleingartenvereine leisten einen wichtigen Beitrag für unser Gemeinwesen, holen zum Beispiel kriminalitätsgefährdete Jugendliche von der Straße in den Garten.

ABSCHLUSS

Was ich immer schon mal sagen wollte: Nichts.

NACHWORT

„Kein Wunder, dass es mit der deutschen Wirtschaft abwärts geht, wenn ihre High Potentials sich die Nächte in zwielfichtigen Foren um die Ohren schlagen.“ (Spiderman, O livro)

Hier ist wohl ein Buch ins Meer gefallen. Ins Meer... Atlantikküste, vielleicht ein kleines portugiesisches Fischerdorf? Schwer steht die Luft, zart bricht der Titel sich an der Oberfläche. Ich versuche zu lesen. Gerade eben treiben Fliegenschlampen durchs Wasser. Gestern sah ich Schwerkraftkleider vorüberziehen. Von irgendwo her kommend, wer weiß es schon genau...? Vielleicht aus einem alten Automaten, bei dem man an einem massiven Metallarm zieht und schon beginnen sie zu laufen, die Wörter. Bis sie irgendwann einrasten, noch leise vibrierend stehen bleiben, eines nach dem anderen.

Ich tauche unter...

... und auf im Forum. Eine hellbunte Welt in türkis & Sonne. Glühlämpchen leuchten, es gibt Straßen zum Flanieren, Winkel zum Feilbieten der Neuigkeiten. Ich sehe Spielwiesen und bisweilen auch Abhänge. Ein Dorf für sich. Im Zentrum: die Marktstände der Begehrlichkeiten. Hier tummeln sich Connaissseure des geschriebenen Wortes, hier finden wir uns wieder am Umschlagplatz der Sprache. Frische Jamben eingelangt! Metaphern gibt es heute im Doppelpack. Geschichten, die längst erzählt wurden und solche, die noch erfunden werden müssen, buhlen um meine Aufmerksamkeit. Hier gibt es guten Stoff: Sehnsüchte im Pixel-Format. Flüchtige oder nachhaltige Notizen. Eifersüchteleien. Wortbrüchigkeiten. Schmutzige Gedanken. Bassena-Tratsch wie in einem Wiener Zinshaus. Meuchlerische Fotografie. Selbstdarsteller und Kleinkriege. Erdballumspannende Spionagetätigkeit. Und Gedichte werden geboren wie anderswo Mäusebabys.

Und die Rollen werden gerne getauscht. Schreibende werden zu Lesenden, jeder Dealer irgendwann selbst zum Junkie. Alle, alle sind wortsüchtig. Und halten es mit Oscar Wilde: das Beste verlangend und bereit, genauso viel zu geben. Unbarmherzig gegenüber Schlamperei und Kleinkarietheit. Neugierig, beharrlich und auch wagemutig. Hier zu Gast sein, heißt, gut bedient zu werden. Gast zu sein, heißt, auch ohne Hunger wieder vorbei zu kommen. In alle Töpfe schnuppernd, manchmal eine Prise Salz oder Pfeffer im Sinn. Und auch bereit zu sein, selbst anzurichten. Die Rezepte? Die stehen

zwischen den Deckeln dieses portugiesischen Buches. Die Ingredienzien? Blicken Sie doch auf den Klappentext. Wir schreiben ihn tagtäglich neu.

Und ich selbst? Meinen Namen am Eingang zurücklassend bin ich zu *charis* geworden. Vorsichtig drehe ich ein Adjektiv in meinen Händen. Es sieht frisch aus. Behutsam setze ich es in die letzte Zeile meines Gedichts. Dann sehe ich mich um. Was gibt es Neues? Vielleicht lese ich jetzt einen *Silentium-Text*. Später das Gedicht von *Spiderman*. Mich dürstet nach den Abenteuern eines massenmordenden Psychopathen, der mir schön langsam ans Herz gewachsen ist. Ab und zu fühle ich mich unschlüssig, klicke hin, klicke her, lausche einem Dialog und denke mir still meinen Teil. Manchmal berührt mich eine Zeile sehr lange und sie begleitet mich durch meinen Tag. Ein anderes Mal zwingt mich eine Provokation zum Konter. Nur eines ist schwer hier: gleichgültig zu sein. Zu viele Stunden war ich schon da. Zu viele Zeilen habe ich gelesen, zu viele Texte geschrieben. Zu viele Kilometer bin ich im vergangenen Jahr gefahren, um die Menschen hinter den Worten zu sehen. Gekannt habe ich sie davor schon. Mein Fazit einer aufregenden Zeit: Irgendwann lege ich mir ein deutsch-österreichisches Wörterbuch zu ... ;-).

Und außerdem liebe ich es, das letzte Wort zu haben. Ich nütze es für eine Einladung. Einer Einladung zum Besuch im Forum. Zum Genuss junger, manchmal noch ofenwarmer Literatur. Zum Mitreden, Mitfühlen und auch mal Mitstreiten. Zum immer und immer Wieder-Kommen. Und: zum Blick über den – eigenen – Bücherrand.

charis

AUTORENVERZEICHNIS

Fitnat Ahrens	
Die Flasche	44
Mein Ton	66
Befreit!	105
Lothar Diehl	
Restgeld	90
Sandra Eberwein	
Morgenfrost	35
Metamorph.....	98
Herbert Eiter	
Requiem.....	30
Jenseits von allem.....	91
Tolya Glaukos	
Sol. Soltau. September.....	32
Annette Haug	
Virginia Woolf und ein anderes Ich	37
Krank	68
Splitter	106
Hans-Jürgen Hilbig	
Für Anton Cechov	14
Übrigens.....	47
Die Familie Maust und ein paar Verwandte sitzen zusammen, plötzlich erscheint der Sohn	73
Irland.....	86
Der Lyriker (1).....	118
Elkes Erzählungen	133
Sarah Kalinowski	
Tropfenfänger	8
Regelwerk.....	88
Kato	
Einblicke	46
Norbert Lange	
Stettiner Seegesang.....	36
Kölner – Karaoke.....	61
1918 (Richthofen).....	84
Fenris	103
Nasszellen	131

Friederike Linscheid	
Aus dem Dahinter	21
Fischleim	33
Lauschen auf Halbmast	62
3	85
Hausbesuch	97
Vorsicht, leicht entzündlich	114
Verwachsener Efeu	134
Stefan Mikus	
Sonnenuntergang	49
Gedanken zur Mittagspause.....	76
Nandresen	
Würde	72
Madeleine Ott	
Seeigel und Stockfisch.....	43
Dirk H.	54
Und du schläft noch nicht.....	75
Prag	119
Dina Reis	
Raureif auf utopischen Dächern	28
Nacktschneckenkuss	101
Alma Marie Schneider	
Unterwegs	57
Mirko Schneider	
Vorwort.....	6
Barbara Schöber	
Drei, vier	15
Großmama	31
Auf'n Strich gehen.....	58
Radfahrerinnenminiflirt	89
Schwindel	104
Nachwort	195
Michael Schreckenber	
Kreativität	50
No Booze in the North.....	78
Auszug aus "Der Sänger und der Puppenspieler"	140
Clemens Schwarz	
Zu mehren Teilen rühmlich in der Kaschemme	26
Totenfest II	77
Dem krankken Thiere	130
Katharina Stöttinger	
Das Schaf	60
Willi Wamser	
Mercurios Lied.....	42
Im Cafe der alten Damen.....	63
Cantabile: Der Raum war staubig.....	136

Sarah Wassermair	
Mechanische Kraken und grüne Schuhe	22
Go home, Ami, go home	53
Dachbodenspinnerei	59
Eltern füttern Kind in einem kleinen italienischen Restaurant	83
Teichtraum.....	100
Was über die angebliche Gemütlichkeit im Advent gesagt wurde	116
Warum Silentium Besuche bei der Großmutter eher tragisch findet.....	120
Susanne Werth	
Nur so am Rande	93
Dirk Wienecke	
Der Speichellecker.....	69
Thomas Zech	
Der Kurier.....	11
Zwischen 1 und 2.....	65
Etwas Nichts	99
Im Straßencafe warten, dass etwas passiert.....	115
Verschwinden im neuen Jahr.....	138

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER PROSATEXTE

Auszug aus "Der Sänger und der Puppenspieler"	140
Das Schaf	60
Die Familie Maust und ein paar Verwandte sitzen zusammen, plötzlich erscheint der Sohn	73
Die Flasche	44
Dirk H.	54
Drei, vier	15
Fischleim	33
Gedanken zur Mittagspause.....	76
Im Cafe der alten Damen	63
Kreativität	50
Mechanische Kraken und grüne Schuhe	22
Mein Ton	66
Nacktschneckenkuss	101
No Booze in the North.....	78
Nur so am Rande	93
Raureif auf utopischen Dächern	28
Regelwerk	88
Splitter	106
Tropfenfänger	8
Verwachsener Efeu	134
Virginia Woolf und ein anderes Ich	37
Warum Silentium Besuche bei der Großmutter eher tragisch findet.....	120

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER GEDICHTE

3	85
1918 (Richthofen).....	84
Auf'n Strich gehen	58
Aus dem Dahinter	21
Befreit!.....	105
Cantabile: Der Raum war staubig.....	136
Dachbodenspinnerei	59
Dem krankken Thiere	130
Der Kurier.....	11
Der Lyriker (1).....	118
Der Speichellecker.....	69
Einblicke	46
Elkes Erzählungen	133
Eltern füttern Kind in einem kleinen italienischen Restaurant	83
Etwas Nichts	99
Fenris	103
Für Anton Cechov	14
Go home, Ami, go home	53
Großmama	31
Hausbesuch.....	97
Im Straßencafe warten, dass was passiert.....	115
Irland.....	86
Jenseits von allem.....	91
Kölner – Karaoke.....	61
Krank	68
Lauschen auf Halbmast	62
Mercutios Lied.....	42
Metamorph.....	98
Morgenfrost	35
Nasszellen	131
Prag	119
Radfahrerinnenminiflirt	89
Requiem.....	30
Restgeld	90
Schwindel	104
Seeigel und Stockfisch.....	43
Sol. Soltau. September.....	32
Sonnenuntergang	49
Stettiner Seegesang.....	36
Teichtraum.....	100

Totenfest II	77
Übrigens.....	47
Und du schläfst noch nicht	75
Unterwegs	57
Verschwinden im neuen Jahr.....	138
Vorsicht, leicht entzündlich.....	114
Was über die angebliche Gemütlichkeit im Advent gesagt wurde	116
Würde	72
Zu mehren Teilen rühmlich in der Kaschemme	26
Zwischen 1 und 2.....	65

www.o-livro.de